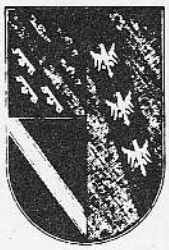
E 21949 F

Der Westen



Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung, Frankfurt/Main.
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179-6100 | Juli/August 1988 | 35. Jahrgang, Nummer 4

Der Schickele-Kreis 20 Jahre alt

In mehr zufälligem als gezieltem Zusammenhang mit der französischen „Kulturrevolution" entstand 1969 der „Schickele-Kreis, Cercle René Schickelé". Als Geburtsanzeige sozusagen gab er eine sehr beachtliche Schrift „Zweisprachig unsere Zukunft/ Notre avenir est bilingue" heraus.

Schon hatte man beinahe geglaubt, im Elsaß und in Deutsch-Lothringen wage es niemand mehr, sich gegen den französischen Sprachenterror zu wenden, da traten einige Beherzte zusammen, trafen sich zuerst in engstem Kreise, um dann an die Öffentlichkeit zu treten und gegen den jakobinischen Wahnsinn der Einförmigkeit in der „une et indivisible" anzukämpfen.

Wie das in unserer Heimat „natürlich" ist, begegnete ihm zuerst aus vielen Kreisen erbitterte Feindschaft. Aber auch Begeisterung konnte er wecken, wie 40 Jahre früher die „Heimatbewegung", die sich damals ebenfalls hysterischem Nationalismus entgegenwarf. Der Schreiber dieses Berichtes erinnert sich des Aufatmens weiter Kreise, als im Mai 1925 die von Paul Schall geleitete „Zukunft" erschien und dem propagierten Einheitsgeplapper, wir seien jetzt französisch, und da sei auch Französisch unsere Sprache, den Willen entgegensetzte, die hier fest verwurzelte deutsche Muttersprache habe Vorrang. 1926 wurde unter dem Vorsitz von Dr. Ricklin der „Heimatbund" gegründet.

Mindestens so tapfer wie das damalige Auftreten von Ricklin, Roos, Hauß, Schall, C.P. Heil, Rosse, Haegy waren die Gründer des Schickele-Kreises, besonders da sie nicht auf den starken Rückhalt in der Bevölkerung zählen konnten, der ihren Vorgängern 40 Jahre früher sicher gewesen war. Es konnte nicht mit einer Volksbewegung wie damals gerechnet werden. Die „Zukunft" hatte es bis auf 40 000 Leser gebracht. Der Schickele-Kreis war mehr das Unternehmen einer verantwortungsbewußten geistigen Elite.

Aber die wichtigste Frage für die Elsaß-Lothringer: Dürfen die Pariser Einförmigkeitsapostel und ihre Nachbeter im Lande selber unsere Heimatsprache verfolgen, verhöhnen, vernichten, damit die mit militärischer Macht und gegen den Willen unserer Vorfahren vor 300 und 350 Jahren geschaffene Staatsgrenze nun auch zur Sprachengrenze werde? Wird das möglich sein im Zeichen des sich einigenden Europas, im Zeichen der „Europahauptstadt" Straßburg, im Zeichen des in dieser Stadt etablierten Gerichtshofes für Menschenrechte?

Der Schickele-Kreis ist bis heute streng unpolitisch geblieben. Er hat aber doch Politisches bewegt, indem er ein stärkeres Identitätsbewußtsein im Lande bewirkt hat. Auch wurden andere, radikalere Bewegungen möglich wie die Zeitschrift „ELSA" mit Dr. Iffrig, die Zeitung „Rot und Wiß", die Autonomistenpartei Moschenross. Auch die populärere Vereinigung „Heimetsproch un Tradition" von Goldstein. Hätte Inspektor Holderieth ohne die Vorarbeit des Schickele-Kreises den ersten einigermaßen ernstzunehmenden Versuch, in der Grundschule wieder ein bißchen Deutschunterricht einzuführen, unternehmen können? Zudem hat der Schickele-Kreis den Verlag SALDE gegründet, der wertvolles Schrifttum vertreibt und herausgibt. Seine Zeitschrift „Land und Sproch" bringt wertvolle Informationen.

Ganz bedeutend ist es, daß der Kreis es verstanden hat, salonfähig zu werden so sehr, daß recteur Deyon es nicht verschmähte, mit den Führenden zu verhandeln, daß die streng nationalen DNA ohne Gehässigkeit über ihn und seine Anliegen berichten. Ja, daß zu seinem Jubiläum in den Räumen des Straßburger Rathauses eine Ausstellung stattfand, bei der der sonst in sprachlichen Angelegenheiten eher zurückhaltende OB Rudloff sprach und der ehemalige Minister Daniel Höffel beiwohnte.

Gewiß, damit ist die elsässische Sprachmisere nicht aus der Welt geschafft, aber, daß das Deutsche in Elsaß-Lothringen in beiden Formen nicht einfach in einer Nacht- und Nebelaktion zu Grabe getragen werden konnte, daß es sich wehrt, das ist in erster Linie das Verdienst des Schickele-Kreises. eh

Jahresversammlung am 5.6.1988

Wieder konnten wir uns in Eppingen treffen, wo wir wie alljährlich vom Posaunenchor begrüßt und von den Frauen der Gemeinde reichlich und liebenswürdig bewirtet wurden. Bei der Begrüßung wies H. Haug darauf hin, daß heuer die Zahl der Anwesenden geringer sei als sonst. Zufall oder eine Folge der Alterung der Mitglieder? Doch sind auch immer wieder Neuzugänge zu verzeichnen, sogar von ganz jungen Leuten.

Die Versammlung gedachte der Toten unserer Gesellschaft, namentlich wurden erwähnt der frühere erste Vorsitzende Dr. Erich Sick, der im Stiftungsrat für die große Bibliothek der Gesellschaft zuständige Prof. Friedrich Schöneich, die in früheren Jahren sehr aktive Frau Herta Erdmann, die den „Rundbrief", den Vorläufer des „Westen", betreut hatte. Schließlich erwähnte H. Haug den zu Anfang dieses Jahres verstorbenen Preisträger der Erwin von Steinbach-Stiftung, den Dichter Josef Reithler, der eigentlich erlöst worden sei, da er furchtbar unter dem Niedergang unserer Muttersprache und damit des geistigen Lebens im Elsaß gelitten hatte.

Der Tod unseres ersten Vorsitzenden Dr. H. Sick machte Neuwahlen notwendig. Zum erste Vorsitzenden wurde H. Eduard Haug gewählt, zum ersten stellvertretenden Vorsitzenden H. Michael Ertz, zum zweiten stellvertretenden Vorsitzenden H. Karl Kohnle. Nachdem H. Dr. Alexander Kraemer auf sein Amt als Beisitzer verzichtet hatte, übernahm Herr Albert Girardin diese Stelle.

Pfarrer a.D. Alfred Schaeffer, der schon vor sechs Jahren bei uns gelesen hatte, fesselte wieder durch seine formal hervorragenden, inhaltlich stets aktuellen treffsicheren Gedichte, durch seine sowohl heiteren wie tiefschürfenden Gedanken zum Thema „Zeit", von der die „pensionaires" immer am wenigsten zu haben behaupten.

Prof. a.D. Charles Stauffer hielt einen sehr ausgearbeiteten geschichtlich untermauerten Vortrag über die Möglichkeiten des Elsasses, Brücke zwischen der deutschen und der französischen Kultur und damit zwischen den beiden Völkern zu sein, über den Rückgang der deutschen Sprache sowohl als Mundart wie als Hochsprache in unserer Heimat, was diese Brückenfunktion in hohem Maße beeinträchtige. Es sei anderseits eine immer deutlicher werdende Rückbesinnung auf das Heimatliche festzustellen.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine lebhafte Aussprache, besonders als festgestellt worden war, daß die Elsaß-Lothringer in ihrem Kampf für ihre Idendität von der Bundesrepublik und erst recht von der DDR gänzlich im Stiche gelassen werden. Es komme dies von einer schlechten Charaktereigenschaft des deutschen Menschen. Besonders lebhaft wurde diese Aussprache, als die Frage aufgeworfen wurde, ob dieser Charakterfehler angeboren oder durch die unglückliche deutsche Geschichte erworben worden sei als Bewußtseinsstörung. Im übrigen sei die Entwicklung in Elsaß-Lothringen auch weitgehend eine Frage des Bewußtseins, dies könne manipuliert werden. eh

Französisch an Saarländischen Schulen

Wir erinnern uns noch daran, wie nach 1945 unter Johannes Hofmann, „Joho", dem französischen Satrapen in Saarbrücken, jeder saarländische Grundschullehrer, genau wie nach 1918 seine elsaß-lothringischen Kollegen, am Abend die Lektion Französisch lernen mußte, die er anderntags seine Schüler lehren sollte.

Diese Zeiten sind vorbei. Französisch wird heute im Saarland den Kindern aus anderen Gründen beigebracht. Dazu schreibt die „Saarbrücker Zeitung" am 13. Januar 1988:

Im Gegensatz zu anderen Bundesländern wie etwa Baden-Württemberg, die nach dem Motto „Lerne die Sprache des Nachbarn" ebenfalls Französisch in Grundschulen anbieten, allerdings als zusätzliches Unterrichtsfach mit Notengebung, sind im Saarland die Lernmethoden so gewählt, daß grundsätzlich alle Schüler spielerisch mit der französischen Sprache bekanntgemacht werden. Es soll keine Auslese erfolgen, aber die Schüler sollen motiviert werden, auf weiterführenden Schulen ihre Kenntnisse der Nachbarsprache zu vervollständigen.

Gründe dafür gibt es gerade im Saarland wegen seiner geographischen Lage, seiner historischen Entwicklung und der kulturellen Verbundenheit der deutschen und französischen Grenzregion genug. Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich, die nachbarschaftlichen und familiären Beziehungen gerade im grenznahen Bereich sowie die zahlreichen Partnerschaften zwischen saarländischen und französischen Gemeinden und Schulen waren wohl triftige Gründe zur Durchführung dieses Modellversuchs.

„Wir unterhalten Partnerschaften mit Gemeinden am Atlantik, und wenn wir über die Grenze nach Forbach kommen, können wir noch nicht einmal ein Brot in der Sprache unserer Nachbarn kaufen", erläutert Franz Mörsdorf augenfällig die Notwendigkeit, diese Form der „Sprachlosigkeit" zu überwinden. Da im Elsaß und in Lothringen seit geraumer Zeit ebenfalls Bemühungen bestehen, bereits in der Grundschule die deutsche Sprache zu unterrichten, kommt dies einem weiteren Vorhaben der Initiatoren von „Spielend Französisch lernen" entgegen. Auf Einladung des Institutes für Lehrerfortbildung und der Unionsstiftung treffen heute am Bostalsee die Leiter zahlreicher saarländischer und französischer Grundschulen aus dem grenznahen Bereich sowie Vertreter der jeweiligen Schulbehörden zusammen, um Partnerschulen zu vermitteln, die einen möglichst häufigen Kontakt gewährleisten sollen. Es ist daran gedacht, daß in jedem Schuljahr in Form der „Wandertage" je ein Besuch „hüben und drüben" erfolgt, damit die Schüler im direkten Umgang mit Gleichaltrigen aus dem Nachbarland das anwenden können, was sie zuvor im Unterricht gelernt haben.

Die Initiatoren, die in Myrèse Reichelt, Professorin für Deutsch an der Pädagogischen Hochschule in Metz und an vielen Grundschulen im Département Moselle kooperationsbereite Gleichgesinnte gefunden haben, konnten kaum hoffen, daß sie mit ihrem Vorschlag eine solche Lawine lostreten würden. Weit mehr Lehrer und Eltern ließen sich von der Idee überzeugen, so daß an Grundschulen durchschnittlich jetzt etwa 90 Minuten en bloc oder eingestreut in andere Unterrichtsstunden einfache französische Sätze gesprochen werden können. Der Phantasie der Lehrer ist keine Grenze gesetzt.

Das ist ein vernünftiges Unternehmen. Schon Karl V. wußte, daß, je mehr einer Fremdsprachen kann, um so öfter er Mensch sei. Zu Zeiten der Marionette Joho war dieses Lernen von Paris diktiert worden. Es war Zwang. Heute ist es Folge der Entwicklung und kann nur begrüßt werden.

Wenn jetzt in saarländischen Grundschulklassen „Sur le pont d'Avignon" und das Liedchen von „Frère Jacques" erklingt und in französischen Grundschulen deutsche Lieder gesungen werden, so ist dies ein hörbarer Beweis, daß man in einem für die Zukunft wichtigen Bereich einen weiteren Schritt aufeinander zu unternommen hat.

Dem Schulrat Mörsdorf müssen wir aber in einem doch widersprechen: Wie denn, in der Gegend von Forbach kann man ohne Französisch sich in einem Bäckerladen nicht mehr verständlich machen? Kennt Herr Mörsdorf die Geschichte Forbachs? Kennt er die Geschichte Lothringens? Weiß er nicht, daß dieses ganze Gebiet erst 1738 infolge des dynastischen Kuhhandels des Herzogs Stefan aus dem Reichszusammenhang gerissen wurde?

Daß es erst 1766 an die Krone Frankreichs kam? Weiß er nicht, daß der königliche Intendant de la Galaizière schon 1748, als das Land noch gar nicht französich war, in den östlichen Gebieten rücksichtslos gegen die deutsche Amtssprache vorging?

Die jungen Saarländer sollen tüchtig Französisch lernen, aber ihre Schulbehörde soll ihnen keinen in Paris geborenen Bären aufbinden. eh

„L'Alsacien"

Es gibt immer wieder Leute, die aus Unkenntnis oder böswillig behaupten, die elsässische(n) Mundart(en) sei(en) eine Sprache für sich, mit dem Hochdeutschen habe(n) sie nicht das geringste zu tun. Daß östlich vom Elsaß, auf dem rechten Rheinufer fast genau die gleichen Mundarten gesprochen werden wie westlich des Rheins, übersehen sie oder wollen es nicht wahrhaben.

Nun hat im Dezember 1969 Jean Jacques Brunner unter der Leitung des inzwischen verstorbenen Straßburger Professors Ernest Beyer eine „thèse de maîtrise" (Magisterarbeit) geschrieben über die Mundart von Jechtingen am nordwestlichen Fuße des Kaiserstuhls in Baden. Er stellt fest, daß der Wortschatz der Jechtinger mit dem der elsässischen Nachbarn, etwa der Arzenheimer, weitgehend übereinstimmt. Seite 292 steht: „Zum Schluß kann man zusammenfassend sagen, daß der Rhein durchaus keine sprachliche Grenze bildet. Viele Erscheinungen sind diesseits und jenseits des Stromes dieselben. Freilich ist bei einigen Vorgängen eine gewisse Verschiebung festzustellen, denen zufolge die Jechtinger Mundart in mancher Hinsicht den Dialekten des südlichen Elsasses gleicht. Aber die Lautgrenzen, die durch oder um den Kaiserstuhl laufen, sind weit bedeutender, so daß die Freiburger behaupten, in Jechtingen spreche man elsässisch."

Diese erwähnte nord-südliche Verschiebung ist bekannt und leicht zu erklären: Bis ins 17. Jahrhundert lief der Verkehr hauptsächlich auf dem linken Rheinufer talauf und talab. Dort lagen bedeutendere Städte als auf dem rechten. Zudem waren der Kaiserstuhl und die Landschaft um Istein Verkehrshindernisse. Solche Schranken gab es auf der westlichen Seite nicht. Am stärksten hemmend war noch im Norden der Hagenauer Forst, wie dies bei allen großen Wäldern der Fall war.

So konnten sprachliche und überhaupt kulturelle Einflüsse viel stärker von Norden her die „Pfaffenstraße", d.h. die, an der so wichtige Bischofssitze wie Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel lagen, auf der westlichen Seite nach Süden dringen als auf der östlichen, und die Mundartgrenzen nahmen das bekannte stufenförmige Aussehen an, das sie heute noch haben. Von Ludwig XIV. ab wurde dieser Verkehrsstrom immer mehr an der neu geschaffenen Grenze im Norden unterbrochen und auf die östliche Seite umgeleitet. Von der Revolution ab war diese Grenze noch dichter. Das Eisenbahnnetz wurde vor 1870 im Elsaß nicht „rheinisch" geplant, sondern nach Paris hin, wie alle französischen Bahnlinien. Und der Verkehrsstrom läuft auch heute weitgehend auf der östlichen Hälfte des Rheintales, was durch den Bau der Autobahnen noch verstärkt wurde.

Der rasche Verkehr, der wenig Etappen vorsieht, verändert die Mundartgrenzen heute nicht mehr wie früher. Veränderungen der Mundart haben heute ganz andere Gründe, im Elsaß und in Lothringen z.B. den Willen der französischen Politiker, die Sprachengrenzen, die an die 1500 Jahre sehr wenig Veränderungen erfahren haben, nun mit den durch Ludwigs XIV. Eroberungen bestimmten Staatsgrenzen übereinstimmen zu machen, ein Ziel der menschenverachtenden jakobinischen Ideologie. In Bonn setzt man sich für die Neger in Südafrika, für die Oppositionellen in Chile ein; der Bundespräsident freut sich darüber, daß ihn in Ungarn deutschsprachige Kinder mit deutschen Gedichten begrüßt haben. Doch, daß die Menschenrechte deutschsprachiger Menschen an den Grenzen der Bundesrepublik mit Füßen getreten werden, das übersieht man. eh

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Bernhausen, Wiesenstraße 110, 7024 Filderstadt, Telefon (0711) 701645. Konten: Postgiro Stuttgart 37015 — 708 (BLZ 60010070); Deutsche Bank Stuttgart 12/55066 (BLZ 60070070). Geschäftsführerin: Anneliese Schlecht. Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Eduard Haug, Dietrich Pfaehler.

Druck: Leibold GmbH, Karlsruher Straße 46, 7512 Rheinstetten-Forchheim.

Einem Teil der Auflage dieser Nummer liegen bei: Zahlkarte - Beiheft 12.

CARN, die Vierteljahresschrift der Celtic League, 24 Seiten, informiert über Entwicklungen der sprachlichen und nationalen Bewegungen der sechs keltischen Gebiete 3/4 auf englisch, 1/4 in keltischen Sprachen. Jahresabonnement IRL 6,50. Bestellungen an CARN, 9 Br. Cnoc Sion, ATH Cliath 9, Eire.

Louis Pinck – ein großer Sohn Lothringens

Vor 50 Jahren war der Hambacher Pfarrer Louis Pinck ein weit über den Kreis der Kenner der Volkskunde, vor allem des Volksliedes hinaus bekannter Mann. Er ist noch nicht vergessen, auch in seiner Heimat nicht, die im April sein Andenken hoch ehrte.

Der als drittes von dreizehn Kindern in Lemberg Geborene hatte hunderte von Volksliedern gesammelt, z.T. solche, die Goethe 150 Jahre früher im Elsaß „aus den Kehlen der ältesten Müttergens" gehört und als „wohl bald vergessen„ an Herder für seine „Stimme der Völker in Liedern" geschickt hatte. In Lothringen lebten sie noch. Vielfach waren es auch alte Mütterchen und alte Großväter, die sie Pinck, der jahrzehntelang mit seinem Phonographen im Land herumzog, auf die Walze sangen. Tonbänder gab es damals noch nicht. Es sind Lieder der verschiedensten Arten, Balladen, die ihre Wurzeln zum Teil in den Kreuzzügen haben wie „Graf Backewil", Handwerkerlieder, geistliche Lieder, Liebeslieder natürlich, Soldatenlieder, auch Scherzlieder. Lauter solche, die schon vor 1870 in Lothringen gesungen wurden. 500 Lieder wurden in fünf Bänden veröffentlicht.

Alles, was mit Volkskunde zu tun hatte, staunte und freute sich. Es wurde anerkanntermaßen die schönste Volksliedersammlung aus deutschsprachigen Gauen. Schön durch die Lieder, schön aber auch durch die Ausstattung. Der Druck war vorbildlich, dazu kamen als Krönung eine Fülle von Holzschnitten des so volksverbundenen Malers Henri Bacher, der es wunderbar verstanden hatte, das Wesen des Lothringer Landes wiederzugeben, denn alle Bilder sind Motive aus Lothringen, so daß nicht nur eine einmalige Sammlung von in Lothringen gesungenen Liedern, sondern auch eine einmalige Sammlung schönster Bilder aus Lothringen daraus wurde. Wer die fünf Bände hat, besitzt einen Schatz. Vor allem die drei ersten. Den vierten der 1938 erschien, konnte Bacher nicht mehr illustrieren, er starb vorher. Außerdem ist fast die ganze Originalausgabe dieses Bandes durch einen Bombenangriff vernichtet worden, er erschien 1962 als Neudruck. Den fünften konnte Pinck nicht mehr selber herausgeben, er starb am 8. Dezember 1940, kurz nachdem er aus der Evakuierung aus Südfrankreich in sein Pfarrhaus heimgekehrt war. Er hatte gehofft, sein zurückgelassenes Sammlergut unversehrt wiederzufinden. Es war verwüstet. Seine Schwester, Angelika Merkelbach-Pinck, die ihrem Bruder sehr verbunden war, machte sich auf, ging zu den Sängerinnen und Sängern, von denen ihr Bruder die Lieder gehört hatte, zeichnete sie erneut auf und gab sie 1960 im bekannten Bärenreiter-Verlag (Kassel) heraus, 55 geistliche Lieder, dazu eine Nachlese weltlicher Lieder. Auf 35 Seiten berichtet sie über ihre Gewährsleute, die alle ein ausgezeichnetes musikalisches Gehör und ebenfalls ein gutes Gedächtnis hatten. Marie-Christophe Diller sagte ihr: „Alle Lieder einmol g'hert un ich hen se gekennt". Keins hen ich von Bicher, alles e so gelehrt vom Here" (S.166).

Diese Leute waren die Träger des Gesanges in den Gemeinden, in ihrem Gedächtnis haben sie die Lieder bewahrt und gaben sie weiter, oft an ihre Kinder, die Gedächtnis und musikalisches Gehör von den Eltern geerbt hatten. Bei Festlichkeiten waren sie willkommen und sangen vor. So wie Märchen und anderes Erzählgut meist nicht von Beliebigen abgehört werden konnten, sondern ebenso von Leuten, die besondere Freude daran hatten und das erforderliche Gedächtnis.

Louis Pinck war nicht der erste, der in Lothringen Volkslieder gesammelt hat. Band 4, S. 308 ff berichtet er, wie schon vor ihm gesammelt wurde, zuerst tat dies ein Graf Puymaigre lange vor 1870. Im Verlage der „Lothringer Volksstimme", deren Redakteur Pinck bis 1908 gewesen war, erschien der „Lothringer Liederhort", doch nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, Volkslieder, volkstümliche Lieder, Kunstlieder bunt durcheinander. An Vorarbeiten fehlte es also nicht, außerdem hatte Pinck eine sangesfreudige Großmutter gehabt:„ was mein Interesse am Volkslied betrifft, so liegt das weit zurück und führt mich in meine Kinderjahre, als wir an den dunklen Winterabenden bei der Großmutter um den Ofen saßen und ihren Märchen und Liedern lauschten, die sie selbst als Kind vor vielen Jahren in Götzenbrück gehört hatte, wo sie 1813 geboren war." (Bd. 4, S. 322).

Zum Sammeln aber kam er auf eine nicht alltägliche Weise: Er war ein streitbarer katholischer Journalist und focht in der „Lothringer Volksstimme" sowohl mit Florett wie mit schwerem Säbel. Dies störte nicht zuletzt den Präsidenten des Lothringer Bezirksrates, Notar Ditsch aus Finstingen, der Gegner des Zentrums war. Als Kaiser Wilhelm II. diesen bei einem Bankett fragte, ob er ihm einen Wunsch erfüllen könne, antwortete er prompt: „Majestät, sorgen Sie dafür, daß der Abbe Pinck aus Metz verschwindet." Der Kaiser stand sehr gut mit dem Metzer Bischof Benzler, so war es nicht schwer, diesen Wunsch zu erfüllen, und Louis Pinck wurde nach dem entlegenen Hambach versetzt. Er merkte gleich, daß er in einer guten „Volksliederlandschaft" war und fing sofort an, dort und in den umliegenden Orten Volsklieder zu sammeln.

Daraus wurde die wertvolle Sammlung „Verklingende Weisen", Pinck hat die Wendung der Dinge schließlich als positiv betrachtet und hatte Humor: Als er den ersten Band herausgebracht hatte, ließ er ein Exemplar bei dem ausgezeichneten Buchbinder Valenta in Straßburg am Stephansplan in Leder mit Goldschnitt binden und schickte ihn mit einer Widmung dem in Doorn im Exil lebenden früheren Kaiser, er erlaubt sich, ihm dieses Liederbuch zu schenken, denn ihm verdanke er es ja, daß er nach Hambach versetzt worden war und dadurch die Gelegenheit bekommen hatte, diese Lieder zu sammeln und vor dem Vergessen zu bewahren. Der Kaiser hatte offenbar ebenfalls Humor, er verstand den Spaß und anwortete umgehend. Er bedankte sich sehr herzlich für das Geschenk aus Lothringen (wo er ja alljährlich im Schloß Urville bei Metz Ferien gemacht hatte) und fügte hinzu, es sei für ihn tröstlich gewesen zu erfahren, daß auch falsche Entscheidungen, die er in seiner Regierungszeit getroffen habe, so erfreuliche Folgen hatten. Auch die späteren Bände der „Verklingenden Weisen" schickte Pfarrer Pinck Wilhelm II.

Pinck ist in seiner Heimat nicht vergessen. Dafür sorgt unter anderen der uns wohlbekannte August Rohr, ein früherer Mitarbeiter Pincks und jetziger Leiter der „Kleinen Lothringer Sänger/Petits chanteurs lorrains". Darüber hinaus wurde seiner am 16. und 17. April dieses Jahres gemeinsam von der Gemeinde Hambach, dem Museum Saargemünd dem Lothringer Geschichts- und Altertumsverein und dem Schickele-Kreis gedacht. Zum 80. Jahrestag seiner Versetzung nach Hambach wurden Gedenkfeierlichkeiten durchgeführt. Im Gemeindehaus sprach Laurent Mayer, Lehrer am Gymnasium zu St. Avold über die Handwerkerlieder in den „Verklingenden Weisen". Die Holzschnitte Bachers wurden in Dias gezeigt, der Hambacher Gesangverein sang seine Lieder. Am 17., nach einer zu Ehren des früheren Seelsorgers der Gemeinde gesungenen Messe, wurde im Gemeindehaus eine Gedächtnisausstellung eröffnet. Um 15 Uhr sangen die Sänger von August Rohr Pincks Lieder. Rohr selber sang solo „Ich armer Lothringer Bur/ Wie isch mir das Läwe sur...". Dem hörte der ganze bis über die Empore überfüllte Saal ergriffen zu.

Die Lothringer Volkslieder — viele sind Varianten von Volksliedern, die im ganzen deutschen Sprachbereich gesungen werden — sind keineswegs verklungen. Viele wurden bearbeitet, zur Laute, für Orchester und Gesang, für Chöre. Und dies z.T. von bekannten Musikern wir Walter Hensel, H.J. Dahmen, dem Kolmarer Josef Simon. Die „Verklingenden Weisen" erklingen also weiter. Z.B. ist „O du schöner Rosengarten..." ein gern gesungenes Lied geworden.

Weder Anfeindungen noch Ehrungen fehlten. Zu jeder Liedersammlung gehören selbstverständlich Liebeslieder, „Schätzelslieder". Manche sind natürlich ziemlich deutlich, aber keineswegs anstößig, aber feindlich Gesonnenen ist jede Waffe gut. Pfarrer Pinck wurde der „Pornographie" verdächtigt. Zum Glück hatte der Vatikan ein besseres Verständnis und hatte ihn für seine Arbeit gelobt. Die Universität Bonn verlieh ihm am 1.4.1936 als erstem Träger den „Görres-Preis". 1932 hatte die Universität Frankfurt ihm schon den Titel eines Dr.h.c. verliehen.

Schließlich wollen wir seine Schwester Angelika, die mit dem Frankfurter Fabrikanten Merkelbach verheiratet war, nicht vergessen: Sie hat das lothringische Erzählgut gesammelt in den zwei dicken Bänden „Lothringer Meistube" (Kunkelstube) und in „Lothringer Märchen". Was ihr Bruder für das lothringische Volkslied getan hat, das tat sie für das Erzählgut. Ein Teil der Märchen erschien in der bekannten Sammlung des Diederichs-Verlags „Märchen der Weltliteratur". Dort erwähnt sie unter anderem, daß die „Viehmännin" der Brüder Grimm, deren reichste Quelle, die geborene Dorothea Pierson, eine Urenkelin des Lothringer Hugenotten Isaak Pierson war. Dieser war 1686 in Hofgeismar eingetroffen. Katharina Dorothea wurde 1755 geboren. Der aus der Heimat mitgebrachte Märchenschatz war in der Familie von Generation zu Generation weitergegeben worden. Die Brüder Grimm schrieben nieder, was sie erzählte. So dürfte manches „Lothringische" in die „Kinder- und Hausmärchen" eingeflossen sein.

Den Geschwistern Pinck gebührt viel Dank, von ihren engeren Landsleuten zuerst, dann von allen Deutschsprachigen und schließlich von allen Menschen, die Freude am Schönen, Echten haben. Dürfen wir ganz diskret fragen, ob es in Lemberg oder in Hambach eine „rue Pinck" gibt? Wenn es irgend ein Sohn einer Stadt oder eines Dorfes zum Obersten oder gar zum General gebracht hat, so gibt es doch unfehlbar in unserer Heimat eine „rue du colonel...." oder eine „place du général..„ Alle Achtung vor deren Leistung, aber ist die Leistung der Geschwister Pinck nicht ebenso des Gedenkens würdig? eh

Zur elsässischen Mundartenforschung

In Straßburg gibt es ein „Institut de dialectologie alsacienne 2, das von Prof. Ernest Beyer kurz nach 1960 gegründet wurde und heute von seinem Nachfolger Raymond Matzen geleitet wird. Zahlreiche Arbeiten wurden schon in diesem Institut fertiggestellt, am wichtigsten ist der elsässische Sprachatlas, dessen erster Band 1969, dessen zweiter 1984 erschienen. Drei weitere sind vorgesehen. Es wird hier gute Arbeit geleistet.

Die elsässische Mundartenforschung ist natürlich viel älter. Jean Hurstel berichtet darüber.

Einer der ersten Erforscher deutscher Mundarten dürfte der Straßburger Ludwig Gustav Liebich, ein Verwandter der Brüder Stöber, gewesen sein. Er wurde 1824 in Straßburg geboren, studierte Theologie, wurde Vikar in Reitweiler, ging 1851 als Pfarrer nach Bone in Algerien, kam wegen geschwächter Gesundheit nach Europa zurück und ging 1873 abermals nach Algerien. 1910 starb er in Oran. Die elsässischen Mundarten von Südfrankreich und Algerien aus erforschen? Ein nicht alltägliches Unterfangen. Von seinem Arbeitsgebiet aus gesehen war sein Schicksal ein tragisches. Infolge seines ersten algerischen Aufenthaltes hatte er eine sehr geschwächte Gesundheit, mußte in warmen Gegenden bleiben, überdies hatte er eine Französin geheiratet, und doch zog ihn alles in die geliebte Heimat, zog ihn zu seiner Lieblingsbeschätigung, der Erforschung der heimatlichen Mundarten.

Mit Zähigkeit überwand er alle Schwierigkeiten. Eingaben an die französische Regierung von 1870 waren lobend, aber ablehnend aufgenommen worden. 1871 wurde das Elsaß wieder deutsch. Da wagte Liebich es, sich an den Oberpräsidenten von Möller des neu geschaffenen Reichslandes mit der Bitte zu wenden, einen von ihm aufgestellten mundartlichen Fragebogen an alle Lehrer zu senden. Und, siehe da, der Wunsch wurde gewährt: Der deutschsprachige französische Staatsbürger schickte 1873 seinen Fragebogen, die deutsche Schulverwaltung verteilte die Vordrucke an die Lehrer, das Oberpräsidium schickte 1874 diese ausgefüllt über die deutsch-französische Grenze nach Algerien, und Liebich hatte 1876 eine gediegene, umfangreiche „Elsässische Grammatik" verfaßt. Ein Exemplar liegt auf der Bibliotheque nationale in Paris, das andere im Archiv unserer Stiftung. Im März 1876 veröffentlichte die „Straßburger Zeitung" von Liebich einen „Entwurf einer sprachlichen Geographie des Elsaß". Damit war ein Ausdruck geschaffen, der bald darauf den der „Mundartengeographie" ergeben sollte, und dies genau in dem Jahre, in dem der Germanist Wenker seinen Fragebogen verschickte, dessen Ergebnisse heute die Grundlage des „Deutschen Sprachatlasses" in Marburg bilden.

Im Elsaß blühten nach 1871 natürlich die mundartlichen Studien auf. Ernst Martin und Hans Lienhart veröffentlichten 1899 und 1907 das „Wörterbuch der elsässischen Mundarten", zu dem sie das von Liebich nach Fertigstellung seiner Grammatik loyal zurückgeschickte Material benützen konnten. Es war das erste Wörterbuch deutscher Mundart, das abgeschlossen wurde.

Nun eine persönliche Bemerkung: Jean Hurstel erwähnt auch mich und schreibt, ich sei von dem recteur d' académie Terracher, der 1939 das „Institut des Hautes Etudes alsaciennes" gründete, damit beauftragt worden, „einen Fragebogen aufgrund desjenigen von Gustav Liebich" zu entwerfen. Das stimmt nur zu einem geringen Teil: Im Winter 1931/32 schlug mir mein einstiger Lehrer Ernest Henri Lévy vor, als „doctorat d' état", was dem deutschen Dr. habil. entsprach, einen elsässischen Sprachatlas zu erstellen. Nach kurzer Zeit sah ich, daß es ein elsässisch-deutsch-lothringischer Sprachatlas werden müßte. Die Mundarten des Krummen Elsasses lehnen sich an die lothringischen und an die elsässischen an. Ferner war mit bald klar, daß der Atlas sozusagen in der Luft hängen würde, wenn ich nicht im Saarland, der Pfalz, Baden und der Nordschweiz in einer Reihe Testorte meine Fragen stellen würde, denn die Mundartgrenzen folgen ja nicht ohne weiteres Staatsgrenzen, die viel jünger sind als die Mundarten. Auch sah ich einige Testorte in den französischsprachigen Gebieten in den Vogesen und in Lothringen vor, denn ich hatte einige gegenseitige Einwirkungen bemerkt.

Mein Frageborgen war im Sommer 1939 fertig. Ich hatte natürlich die Vorarbeiten Liebichs wie auch den Fragebogen Wenkers und die Methode, die Giliéron für seinen „Atlas linguistique de France" angewendet hatte, beachtet. „Doktorvater" sollte der ursprüngliche Germanist, spätere Slavist Lucien Tesnière werden. Recteur Terracher hat mich nicht beauftragt, hat mir aber eine großzügige Unterstützung zugesagt und wollte mich zum Leiter des von ihm geplanten „Institut des Hautes Etudes alsaciennes" machen. Ich hatte Einwohner von Winzenheim, Reichenweier, Rappoltsweiler, Oberhausenbergen, Straßburg und Oberbronn, die auch in diesen Orten aufgewachsen waren, befragt, da brach der Krieg aus, und wieder war ein Ansatz zur Erstellung eines elsässischen Sprachatlasses zunichte gemacht. Um so mehr freut es mich, daß jüngere Kräfte sich daran gemacht haben, nachdem der erste Plan ein Jahrhundert zurück lag, das Werk doch noch zu einem guten Ende zu führen.

Solch ein Abfragen ist eigentlich eine Momentaufnahme. Einige Jahrzehnte später kann sich vieles geändert haben, denn eine lebendige Mundart ändert sich ständig, so wie auch Trachten, Gebräuche, der bäuerliche Hausbau sich änderten, solange sie lebendig waren. Leben bedingt einen ständigen Wandel. Erst der Tod hebt den Wandel auf. So spricht man ja auch von toten Sprachen. Mögen unsere Mundarten im Elsaß und in Deutschlothringen trotz aller Mißachtung durch Gedankenlose und aller Angriffe durch engstirnige Ideologen noch lange lebendig bleiben. Diejenigen, die gegenwärtig sich ihrer wissenschaftlich annehmen, verdienen den Dank aller Elsässer und Deutschlothringer. Raymond Matzen ist deren Bannerträger, ihm zur Seite stehen seine Studenten. Dazu in Straßburg vor allem die Damen Marthe Philip, Arlette Bothorel-Witz, Sylviane Spindler, in Mülhausen Jean-Jacques Brunner. Mögen sie das Bewußtsein haben, einen lebendigen Organismus zu erforschen und nicht bald eine Leiche sezieren zu müssen. eh

Noch einmal: „1992"!

Es ist auffällig, wie im Elsaß die Öffentlichkeit, aber noch mehr die Medien sich sehr betroffen in ihrer Beurteilung des „Einheitlichen Europäischen Marktes", der am 1. Januar 1992 beginnen soll, äußern. In wirtschaftlichen Kreisen hegt man vor allem die Befürchtung, daß weder das Elsaß noch ganz Frankreich dieser Herausforderung gewachsen sein werden. Wir schrieben schon in Nr 88/2 davon. Teilweise wird emotional gegen diese Öffnung als Argument vorgebracht, daß die Bundesrepublik ganz die Kontrolle über den elsässischen Markt bekommen wird.

„Objectif Alsace", die neue Zeitschrift, die sehr entschieden die regionalen Belange vertritt, hat im Mai dieses Problem ausführlich behandelt und dazu 92 Persönlichkeiten der verschiedensten Gebiete im Elsaß — leider nicht in Lothringen — befragt. Insgesamt herrscht die Hoffnung vor, daß das Elsaß diese Herausforderung bestehen kann.

Bemerkenswert sind einige genannte Zahlen: In der Bundesrepublik gebe es 2000000 Lehrstellen, in Frankreich nur 200000, hier sei auch die Ausbildung weniger gründlich auf Tätigkeit und Ort bezogen wie in der Bundesrepublik. Der Anteil der Firmen mit deutschem Kapital betrage im Elsaß 37,2%, die mit deutscher Beteiligung 41,5%. 41,5% der Beschäftigten seien in Firmen mit ausschließlich deutschem Kapital tätig, 43,7% in solchen mit deutscher Beteiligung. Insgesamt seien die Arbeitnehmer zu fast 2/3 bei fremdfinanzierten Firmen tätig. 40% der Exporte gehen in die Bundesrepublik, was 15% des französischen Außenhandels mit der Bundesrepublik ausmache.

Zu den Befragten des kulturellen Gebietes gehört auch Prof. Finck. Er gibt eine klare Antwort: „Die Basis aller Kommunikation ist die Sprache. Die europäische Zukunft erfolgt nur über die Zweisprachigkeit. Die Schule hat hier eine Hauptaufgabe. Wir sollten den Mut haben, den Deutschunterricht ab der Elementarschule zu fordern... die Verwaltung wird nachziehen.

Die wirtschafltichen und politischen Fragen sind wichtig, doch, sollte die Sprachenfrage am Rhein übergangen werden, so wäre dies zum Schaden des Elsasses und Europas, vor allem des geistigen Europas, das mehr als wir meinen, von Bedeutung ist." In diesem Beitrag konnte man lesen, daß die Franzosen das „schlechte Gewissen" der Deutschen ausnützen, und die Deutschen dazu bereit seien, das Elsaß auf dem Altar der deutsch-französischen Freundschaft zu opfern. Soll das Elsaß eine französische Provinz wie jede beliebige andere werden? Das kristallisierte sich als Frage an die Elsässer zuerst, aber auch an die Bundesdeutschen und die Franzosen heraus. me

Absender gesucht

Am 21.2.1988 ist eine Zahlung ohne Namensnennung von Konto 384 75 78 auf der Badischen Beamtenbank eingegangen. Bitte melden, um Mahnung zu ersparen.

Beitragserhöhung

Die Delegiertenversammlung hat am 5.6.1988 den jährlichen Beitrag ab 1.1.1989 auf DM 30,— erhöht. Bitte die Daueraufträge entsprechend ändern. Wer nicht in der Lage ist, den Betrag aufzubringen, möge dies an die Geschäftsstelle melden. Spendenbescheinigungen werden nur auf Verlangen mit besonderem Vermerk auf dem Zahlkartenabschnitt ausgestellt.

Zweideutige Zweisprachigkeit

Schon mehrmals haben wir im WESTEN Charles Goldstein, den nicht nur unerschrockenen, sondern auch geschickten Verteidiger der im Elsaß und in Deutschlothringen eingewurzelten Art zitiert. Wieder bringt er in „D Heimet zwische Rhin un Vogese" (1988/6) einen ausgezeichneten Leitartikel, diesmal auf französisch, damit er doch ja auch von denen verstanden wird, denen die Heimatsprache geraubt worden ist. Wir bringen ihn hier in Übersetzung, zuerst für unsere Leser, dann aber auch für die bundesdeutschen Medien und alle Behörden, die mit den deutsch-französischen Beziehungen zu tun haben, denn durch geschickte Argumentation französischerseits, durch Nichtwissen, aber auch durch absichtliche Nichtbeachtung der Tatsachen deutscherseits sind viele vollkommen verkehrte Begriffe über die Elsässer und die Deutschlothringer in das deutsche Bewußtsein eingedrungen. Hier spricht ein Elsässer, der nicht überhört werden darf:

„Sich für die Zweisprachigkeit einzusetzen, ist heute im Elsaß tapfer und sinnvoll und wird letzteres immer mehr... Am häufigsten wird für diese Zweisprachigkeit eingetreten, indem erklärt wird, in einer Grenzregion wie der unsrigen sei der Umstand wichtig, sogar lebensbedingend, daß die Elsässer und Deutschlothringer im Norden, im Osten und im Süden des Landes von deutschsprachigen Nachbarn umgeben sind und daß wir im Hinblick auf den gemeinsamen Markt ab 1992 „die Sprache des Nachbarn" beherrschen müssen, um wirtschaftlich konkurrenzfähig zu bleiben. Das ist grundsätzlich richtig und vernünftig. Doch in „Heimetsproch un Tradition" haben wir abgesehen von den eben erwähnten Gründen noch eine andere Beziehung zur Sprache im Elsaß.

Wenn Deutsch die Sprache der Deutschen, der Deutschschweizer, der Österreicher ist, so müssen wir betonen, daß Hochdeutsch viele Jahrhunderte hindurch auch die Sprache der Bevölkerung zwischen Mosel und Schweizer Grenze gewesen ist. Dies müßten die Lehrpersonen zu allererst den Schülern erklären, wenn Austausche über die Staatsgrenzen hinweg stattfinden. Deshalb erscheint mir der Begriff „Sprache des Nachbarn" unvollständig und tendenziös, denn er berücksichtigt bewußt die geschichtlich gewachsenen Tatsachen nicht.

Sollte der Begriff „Zweisprachigkeit" bedeuten, daß die (französische) Staatssprache im Elsaß Volkssprache und tägliche Umgangssprache werden muß, daß sie das 15 Jahrhunderte alte Elsässerdeutsch ins Museum oder in die Rumpelkammer verbannen wird, so müßten wir uns vor diesem Beginnen hüten, denn unter der Maske eines positiven Begriffes würde unserer „Muedersproch" eine Valiumspritze verpaßt, um sie besser einzuschläfern und sie in einen Kerker zu verbannen. Wir müßten uns vor einer derartigen Zweisprachigkeit nicht nur hüten, sondern sie entschieden bekämpfen.

Wenn wir uns für die Wiedereinführung des Hochdeutschen in der Grundschule einsetzen, so tun wir dies nicht nur aus praktischen und wirtschaftlichen Gründen, damit unsere Jugend leichter überregionale Möglichkeiten habe, sondern auch weil wir der Meinung sind, daß der Deutschunterricht auf jeder Schulstufe unsere Muttersprache, die Sprache unserer Eltern und Ahnen, befruchten und unterstützen wird."

Goldstein führt aus, diese sei sehr bedroht und fährt fort: „Kommt nicht sehr bald eine Gegenbewegung, so wird unsere junge Generation in Zukunft ein sehr verdorbenes Französisch sprechen und wird vielleicht die Fähigkeit haben, sich eines mehr oder weniger guten Hochdeutschs zu bedienen, um mit den anderen Deutschsprachigen sich zu verständigen. Was aber unsere mundartliche Muttersprache betrifft, so wird sie verurteilt, umgebracht, von den Elsässern selber in selbstmörderischer Art vernichtet worden sein. Sie hat dann Harakiri begangen..."

Soweit Goldstein. Diesseits wie jenseits der (erst im 17. Jahrhundert entstandenen) Staatsgrenze am Rhein wird viel, z.T. sogar begeistert von der „Sprache des Nachbarn langue du voisin" geredet. Es ist an sich zu begrüßen, wenn Französischsprachige Deutsch und Deutschsprachige Französisch lernen, aus den meist angeführten Gründen, aber auch ganz einfach, damit die Fremdheit zwischen den beiden Nationen abgebaut wird. Es ist aber eine hinterlistige Lüge, wenn den kleinen Elsässern und Deutschlothringern vorgegaukelt wird, sie lernen die Sprache des Nachbarn, wenn sie Hochdeutsch lernen. Es ist ganz einfach die Schriftform der eigenen Sprache, die ihren Eltern von engstirnigen, nationalistischen Jakobinernachfahren wider jedes Menschenrecht vorenthalten worden ist, die ihnen jetzt häppchenweise als die Sprache des Nachbarn, also als Fremdsprache, gereicht werden soll.

Die Franzosen behaupteten allen Tatsachen zum Trotz, sie beabsichtigten keineswegs, die Mundarten, „le dialecte", auszurotten, obwohl die Verwendung dieser Mundarten im Bereich der Schule streng bestraft wurde, es gehe nur um das durch Bismarck aufgezwungene Deutsch (Kein Witz! das glaubten sie tatsächlich). Jetzt wird wieder etwas Deutsch gelehrt, vorausgesetzt, daß Lehrer, Eltern und Schüler das wünschen, also auf ganz freiwilliger Basis. Dadurch kann sogar erreicht werden, daß im Elsaß und in Deutschlothringen bessere Deutschkenntnisse und dadurch auch bessere Verständigungsmöglichkeiten vorhanden sein werden als auf dem übrigen französischen Staatsgebiet. Aber, wie Charles Goldstein schreibt, geht es einem seiner Art bewußten Elsässer keineswegs ausschließlich um diesen utilitaristischen Grund.

Wenn im alten Elsaß-Lothringen der Gebrauch des Deutschen, in welcher Form auch immer, verschwinden sollte, so würde die deutsche Sprache dennoch weiterbestehen, aber sie wäre um eine Variante, das westliche Niederalemannische, ärmer. Jeder Naturschützer, ob er politisch „grün" ist oder sich nur um die Natur sorgt, wird traurig, wenn eine Sonderform einer Abart irgendeiner Pflanzen- oder Tierfamilie vom Aussterben bedroht ist, meist infolge ungeschickter oder profitsüchtigen Verhaltens von Menschen. Es ist dann eine Erscheinungsform aus der köstlichen Vielfalt der Schöpfung getilgt, die Jahrmillionen gebraucht hat, um das zu werden, was sie war. Ein Stück Vielfalt, ein Stück Reichtum der schönen und reichen Welt ist dann vernichtet. Würde z.B. die Blaumeise aussterben, so gäbe es immer noch Meisen, Kohlmeisen, Tannenmeisen, Beutelmeisen, Schwanzmeisen usw., aber eben die Blaumeise nicht mehr. So ist es auch mit einer Mundart, die stirbt. Die verwandten Nachbarmundarten sind noch da, aber die eine ist weg, die Vielfalt hat abgenommen. Sie kann zwar auf Tonbändern festgehalten sein, so wie Lateinisch oder Altgriechisch auf Manuskripten festgehalten sind, dennoch sind sie nur noch tote Sprachen. So würden die elsässischen und lothringischen Mundarten tote Mundarten sein, reif für eine museale Tonbändersammlung, fein säuberlich klassifiziert nach Weißenburgisch, Hagenauerisch, Kochersbergisch, Kolmarerisch, Münstertälerisch, Sundgauisch, aber eben konserviert auf Tonbändern in einer Sammlung, nicht mehr im lebendigen Gebrauch der Menschen. Dabei könnten die Nachkommen jener fernen Mundartsprecher, deren Mundarten in Tonbänderschränken aufbewahrt werden, ein noch so gutes Hochdeutsch, die Sprache des Nachbarn, lernen und sprechen, das gewachsene, bodenständige Substrat, auf dem sich ganz natürlich eine Hochsprache aufbaut, wäre verschwunden. Eine Hochsprache kann jederzeit eingeführt werden, wie 1918 das Französische in den Volksschulen um 1850, oder wieder eingeführt wie das Hochdeutsche in den Gymnasien von Elsaß und Deutschlothringen nach 1870, aus denen die Regelungen des „enseignement secondaire" durch Napoelon I. es als Unterrichtssprache verbannt hatten. Wenn aber eine Mundart verdrängt ist, gestorben ist, kann sie durch keinen Willen mehr lebendig gemacht werden, sie ist dann ebenso unwiederbringlich tot wie das Mamuth oder all die Saurier.

Wir sagten, man dürfe den elsässischen Kindern nicht sagen, sie lernen „die Sprache des Nachbarn", wenn sie Hochdeutsch lernen, das sei eine hinterlistige Lüge. Es ist nicht minder eine Lüge, wenn den Kindern aus Baden, der Pfalz, des Saarlandes dasselbe erzählt wird. Richtig ist, sie lernen die Sprache des Nachbarstaates, ein ausgezeichnetes Unterfangen, wie wir ausgeführt haben, aber ihre Nachbarn sind von daheim aus genauso deutschsprachig wie sie.

Da gibt es zwischen Lauterburg und Weißenburg das Dorf Scheibenhardt. Es ist ein Dorf, durch das die schmale Lauter fließt. Es hatte vor 1918 eine Kirche. Dann wurde eine streng bewachte Grenze durch das Dorf gezogen, die einen waren Pfälzer, also „Reichsdeutsche", die im südlichen Dorfteil Wohnenden Elsässer, also „Franzosen". Es hat sogar einmal einen Toten gegeben, dem das alles anscheinend spanisch vorkam. Ist für die pfälzischen Scheibenhardter Französisch nun „die Sprache des Nachbarn"? Von den Großeltern her sind sie miteinander verwandt. Noch einmal: Nichts gegen das Unternehmen an sich, im Gegenteil! Auch nichts gegen die Benennung, wenn die Zweideutigkeit des Begriffes „Nachbar" verschwindet. Aber unter gar keinen Umständen ist die Sprache der elsässischen Scheibenhardter Deutsch, die Sprache der pfälzischen Nachbarn und Verwandten, nur „die Sprache der Nachbarn". Es ist ihre eigene Sprache. Und für die pfälzischen Scheibenhardter ist die im elsässischen Scheibenhardt gesprochene deutsche Mundart, die gleiche nämlich wie im pfälzischen, die Sprache des Nachbarn im engeren Sinne, nicht aber Französisch. Für die Scheibenhardter beginnt die Sprache des französischen Nachbarn südwestlich von Saarburg, aber nicht unmittelbar jenseits der Staatsgrenze. Man redet viel von der Überwindung der Grenzen. Dann wäre auch das etatistische Denken, das Sprachen als Staatssprachen statt als Sprachen der Völker, also der Menschen ansieht, zu überwinden. eh

---

Die Amazone

Die Männin Hildegard
Ließ als Husar sich konterfein.
Ihr fehlte, um es ganz zu sein,
Nur noch der Knebelbart.

Pfeffel

Weshalb die Sprachmisere in Elsaß-Lothringen und wie kann sie enden?

In der letzten Nummer haben wir schon darauf hingewiesen, daß der heute von Dr. Fritz Foshag geleitete und von seinem Großvater August Morstadt gegründete Morstadt-Verlag 125 Jahre alt geworden ist. Er bringt ein Festbuch „Satzzeichen" heraus mit Originalbeiträgen der wichtigsten Verlagsautoren, unter diesen natürlich auch Elsässer, denn Dr. Foshag hat sich große Verdienste um die deutschsprachige Literatur im Elsaß erworben. Dankbar betonen diese Autoren, Dr. Foshag habe viel für das Elsaß getan.

Von den elsässischen Autoren, denen er sich zur Verfügung gestellt hat, erwähnen wir nur Anne Franck-Neumann, Jean Egen, Adrien Finck, Raymond Matzen, André Weckmann. Die beiden Romane Weckmanns „Wie die Würfel fallen" und „Odile oder das magische Dreieck" haben auch auf dem deutschen Büchermarkt beachtliche Erfolge erzielt.

Natürlich interessieren uns hauptsächlich die Beiträge elsässischer Autoren zu diesem Jubiläumsbuche. Finck steuert eine Betrachtung unter dem Thema „Europabrücke" bei. Matzen stellt seine Gedanken unter die Losung „Von der Muttersprache zur Menschheitssprache", und Weckmann läßt uns einen Blick in sein Innerstes tun: „Drei Variationen über ein Thema: Was ist Heimat?

Schade, daß das Geleitwort des Ministers Dr. Helmut Engler nur sehr allgemein auf die „Überwindung der Grenze zwischen Deutschlang und Frankreich" eingeht. Schön, daß er das „Begegnungsprogramm zwischen Schülern aus Baden-Württemberg und dem Elsaß" anspricht, doch leider erwähnt er nur das Bekanntmachen mit französischer Sprache und Kultur, das Spezifische des Elsasses und seiner Menschen, von dem gerade die Bücher des Morstadt-Verlages künden, läßt er unerwähnt. Diesem heißen Eisen gehen alle offiziellen Bundesdeutschen aus dem Wege.

So beschwört denn auch der Beitrag von Adrien Finck die bundesdeutschen Verantwortliche, doch nicht wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen, sie sollten doch keine Hemmung haben, die deutsche Sprache und Literatur im Ausland zu fördern" und sollten das Elsaß (man könnte auch Deutschlothringen sagen) nicht als „Hindernis sehen", sollten das „elsässische Problem nicht verdrängen", sondern „darüber ein enttabuisiertes Gespräch" führen. Nur so könne das „Elsaß als sprachliche Brücke zwischen Deutschland und Frankreich fungieren. Wenn das Realität werden und nicht leere Fiktion bleiben soll, gibt es keinen Ausweg. Alles andere ist leeres Gerede, die Grenze wächst..." Fügen wir hinzu: Was ja auch das Ziel der immer noch maßgebenden Chauvinisten in Frankreich ist! In solcher Klarheit und Eindringlichkeit hat bis jetzt noch niemand aus dem Elsaß die Verantwortlichen der Bundesrepublik angesprochen.

Schmerzlich ist für uns, was wir dann aus dem Munde Fincks hören: „Es muß wiederholt werden und klar hervorgehoben, daß die Volkstumsideologie und die nationalsozialistische Gewaltherrschaft in diesem Sinne (nämlich als eine klare Absage an alles Deutsche nach dem 2. Weltkrieg, d.Vf.) mehr zur heutigen elsässichen Sprachmisere beigetragen haben als die französische politique d' assimilation". Hier müssen wir Finck widersprechen: Es stimmt schon, daß der Gedanke des „Volkstums", das nichts anderes ist als die „ethnie" von Guy Héraud, von Möchtegern-Politikern nicht begriffen wurde, das Wort „Volkstum" aber schrecklich mißverstanden worden und mißbraucht worden ist. Aber die übrigen sechs Minderheitensprachen Frankreichs sind ohne die Einwirkung von Robert Wagner und seinen Trabanten noch viel schlimmer dran als das Deutsche in Elsaß-Lothringen. Unsere Muttersprache wäre genau so weit am Sterben wie die anderen Sprachen Frankeichs, wenn nicht die Periode von 1871 bis 1918 gekommen wäre. 1940 hätten die Nationalspezialisten nicht mehr viel „deutsches Volkstum" vorgefunden ohne dieses halbe Jahrhundert, in dem die Muttersprache wieder in ihr Recht eingesetzt war. Der Hauptschuldige an der Sprachmisere ist die Ideologie des Jakobinertums, der einförmigen une et indivisible, die schon in „un Roy, und foy, une loy" des Absolutismus vorgegeben war. Ohne den Willen Frankreichs, seine sämtlichen Minderheiten zu assimilieren, gäbe es im Elsaß keine Sprachmisere, auch wenn hundert Wagners gekommen wären. Dieser Wille ist das Primäre, der nationalsozialistische Unsinn, das Sekundäre, und der „Volkstumsideologie" hat man nach 1945 sehr geschickt und wirksam eine Alibifunktion zugeschoben. Dies sei ohne Harm gesagt, uns Älteren war schon 1939 ganz klar, wohin der Assimilationskarren das Elsaß hinführte. Und nicht nur uns. Schon vor 1870 sahen klarsichtige Elsässer den Abgrund, in den ihr — ja, es gibt halt kein treffenderes Wort — unser Volkstum zu stürzen drohte.

Lassen wir die Vergangenheit. Andrè Weckmann hat dieser Tage in einem Vortrag in Freiburg, der ungekürzt in der FAZ veröffentlicht wurde, den Vorschlag gemacht, „von Basel bis Thionville (Diedenhofen) eine 100 Kilometer tiefe Zone zu bilden", in der die Sprache des Nachbarstaates (Bitte beachten Sie, er sagt „Nachbarstaat", nicht „Nachbar"!) zur privilegierten Sprache deklariert würde". Er bemerkt dazu: „Das Elsaß liefert den Denkanstoß und seine kulturelle Erfahrung", damit dann „diese Zwischenräume von beiden Anrainern gemeinsam" geschaffen werden können. In einer der Variationen zum Thema „Was ist Heimat?" sagt Weckmann: „Uns befehlen sie Brücken zu bauen... " Und im Blick auf die Franzosen und die Deutschen: „Unser elsässischer Traum stört die Vereinfacher wie die Manipulierer." Er ermuntert dann: „Und glauben wir weiter an die Kraft des befreienden Wortes. Denn es lohnt sich immer wieder, Utopien zu züchten im Elsaß. Einige davon werden wohl zum Blühen kommen. Irgendwann." me

Ein Straßburger in Basel

Für den, der es nicht wissen sollte: Basel war einst die eigentliche Hauptstadt des Oberelsasses, schon als Bischofssitz, denn das Oberelsaß gehört erst seit der französischen Revolution zum Bistum Straßburg. Aber auch sonst war es ganz von selbst die eigentliche Metropole. Kolmar ist die administrative Hauptstadt des Oberelsasses erst dadurch geworden, daß es Sitz des Präfekten wurde. Als diese geschaffen wurde, gehörte Mülhausen, die größere Stadt, noch zur Eidgenossenschaft. Die Beziehungen zwischen Straßburg und Basel, die beide an der Hauptachse des Reiches, der Rheinstraße lagen, waren eng. Das Elsaß war weder nach Süden (Basel) noch nach Norden (Mainz und Frankfurt) abgeschnürt. Die elsässischen Adelsfamilien Andlau, Flachslanden, Reinach und wohl alle anderen aus dem Sundgau hatten ihre Stadtquartiere in Basel. Das Frankfurter „Städelsche Kunstinstitut" ist die Gründung eines Mannes aus alter Straßburger Familie. Erst die Folgen der Eroberungen durch die Truppen der Bourbonen haben die immer dichter werdenden Staatsgrenzen geschaffen.

So staunt man beinahe, daß einer der bedeutendsten Basler Professoren ein Straßburger ist: Oskar Cullmann. Er wurde 1902 in Straßburg als Sohn eines aus dem Unterland stammenden Lehrers geboren, studierte in Straßburg und an der Sorbonne Theologie und Altphilologie, wurde Professor an der Straßburger theologischen Fakultät und wurde vor 50 Jahren, 1958, nach Basel berufen, behielt aber seine Beziehungen zu Straßburg und zu Paris. Das Neue Testament und alte Kirchengeschichte sind seine Hauptfächer. Der 1972 Emeritierte ist mehr als nur Wissenschaftler, er wirkt bewußt in der Kirche mit, hauptsächlich als Förderer der Ökumene. Deswegen nannte ihn der bekannte Schweizer Theologe Karl Barth einen „Freund dreier Päpste". Gemeint sind Pius XII., Johannes XXIII., Paul VI., Johannes Paul II. könnte als vierter Bekannter Cullmanns genannt werden. Dieser meint allerdings, der heutige Papst sei weniger um die Ökumene bemüht. Am Zweiten Vatikanischen Konzil war Cullmann nichtkatholischer Beobachter.

Er hat viele theologische Arbeiten veröffentlicht. Uns interessiert vor allem der Titel einer kürzlich erschienenen Schrift, in der er seine Auffassung der Ökumene darlegt, der aber weit über das Theologische hinaus weist: „Einheit durch Vielfalt". Wohlgemerkt: Nicht Einheit **trotz** Vielfalt. Ein Bekenntnis im Sinne des weitherzigen Jesus, ein Bekenntnis auch im Sinne der Vernunft, nicht weniger als in dem der Schöpfung, der Natur: Wie langweilig ist eine überdüngte Wiese, in der die meisten Blumen nicht mehr leben und blühen können. Und wie erfreut eine natürliche Wiese mit den manigfaltigsten Blumen das Auge. Die Vielfalt schafft ein harmonisches Ganzes, die Einheit, aus der man kein Pflänzlein missen möchte. Vielfalt ist sprühendes Leben, auch im Geistigen. Wo die „langue nationale" alle anderen Sprachen zum Aussterben verdammt, breitet sich bald eine langweilige Kultursteppe aus. Prof. Cullmanns theologische Haltung gilt auch auf allen anderen Gebieten. eh

„Langues régionales"

Es ist geplant, in Straßburg als der Europahauptstadt eine große Ausstellung über „langues et cultures régionales" (Regionale Sprachen und Kulturen) innerhalb der Länder des Europarates aufzubauen. Es handle sich um 30 verschiedene Sprachen, die in Ländern, die diesem Rate angehören, gesprochen werden. Wenn dadurch Duldung, oder gar Förderung all dieser meist mißachteten, wenn nicht gar unterdrückten Sprachgemeinschaften erreicht wird, so handelt es sich um ein ausgezeichnetes Unternehmen. eh

---

Das Brautbett

In eines Abts Gebiet am Rhein
Kam jüngst ein Mönch in eine Bauernhütte,
Um, nach der Kirche frommer Sitte,
Für die Gebühr ein Brautbett einzuweihn.
Der Pater sieht umsonst in allen Ecken
Sich forschend um; er kann kein Bett entdecken.
Wo ist's? fragt er zuletzt. Ach Herr, der Stiftsvogt nahm
Mirs für den Grundzins weg, versetzt der Bräutigam.
Ihr müsset mir halt diesen Winkel weihen,
Ich will ihn dann des nachts mit Stroh bestreuen.

Pfeffel

Straßburg 2000

Eben ist (im Fernsehen) der „historische" Festzug zur 2000 Jahrfeier von Straßburg an uns vorbeigezogen. „Historisch"? Alles fängt bei den Römern an, danach erst treten „nos ancêtres, les Gaulois" auf. Und was für Ahnen! Wilde in Fellbettvorlagen gekleidete struppige Gesellen, sehr viele mit Helmen, deren aufgesetzte Hörner wohl solche von Auerochsen darstellen sollten. Haben die Entwerfer dieser Karnevalskostüme noch nie etwas von der sehr hoch stehenden Hallstattkultur gehört?

Die Alemannen wurden schamhaft etwas kürzer gezeigt, aber sie sahen den Kelten sehr wesensverwandt aus. Die Franken waren schon etwas kultivierter. „Barberousse" als einziger Vertreter der Kaiserzeit flegelte sich auf einem Wagen. Seine Krieger waren in wohl aus den Beständen des Stadttheaters entliehene Kostüme der Landsknechte des 16. Jahrhunderts gekleidet. Dann kam das „Narrenschiff" Sebastians Brants, pardon: „La nef des fous", Puppen aus irgendeiner plastischen Masse. Die Galionsfigur sah aus wie Germain Müller, man glaubte auch den OB. Marcel Rudloff zu erkennen. Gleich hinterher zog der Sonnenkönig noch einmal in die eroberte Stadt ein ohne seine 30 000 Soldaten, aber mit vielen Damen. Und dann war auch schon die Revolution da mit vielen sansculottes, ferner die im Hause des maires von Dietrich zuerst gesungene Marseillaise. Des Eklogius Schneider Zug durch das Land mit der Guillotine hatte man vergessen, auch die Hinrichtung des obigen maires durch diese menschenfreundliche Erfindung. Napoleon durfte nicht fehlen. Er saß neben Josephine de Beauharnais vor dem Schlößchen der Orangerie. Natürlich defilierten viele seiner Soldaten vorbei. Ein bißchen Restauration, ein bißchen Bürgerkönigtum. Vom Siebziger wollte man nicht viel wissen. Die Zeit von 1871 bis 1918 wurde kurz und bündig durch eine Puppe in Kürassieruniform und dem martialischen Schnurrbart Kaiser Wilhelms II. dargestellt. Gleich hinter dieser Figur marschierten ein Trupp „poilus", die „Befreier" von 1918 vorbei. Die nationalsozialistische Zeit wurde durch eine Gruppe grauer KZler dargestellt. Wir nehmen an, die sollten auch die Tausende von Elsässern und Lothringern versinnbildlichen, die von der „èpuration" in eben diese Anstalten geschickt wurden, kaum daß die Vorgänger draußen waren. Dahinter triumphierend die Truppen Leclercs und de Gaulles. Als Schluß des „historischen" Zuges ein Wagen mit goldenem Münster, zu dessen Füßen der Europapalast. Die Ehrengarde bildeten sehr sparsam in Blau gekleidete Damen, die dem Moulin Rouge alle Ehre gemacht hätten.

Dahinter dann, die Zukunft verheißend, Folkloregruppen aus ganz Europa. Als Zugabe auch zahlreiche Folkloregruppen aus dem Elsaß, fast alle im „costume alsacien" mit der roten Weste und der schwarzen Schleifenkappe.

Die Historie war also ziemlich ungleich belichtet, was auch Professor Vogler, der von dem Sprecher des Südwestfunks immer wieder ins Gespräch gezogen wurde, bemängelte. Von den großen Zeiten Straßburgs als Freie Reichsstadt, von seiner Rolle in der Humanistenzeit, von der Zeit, da es eine der führenden Städte der Reformation war, von dem großartigen Aufschwung nach 1870 sei keine Rede gewesen. Zusammenfassend müssen wir sagen: Oberflächliche, für die französische These Propaganda ausstrahlende Geschichtsklitterung, echtester Kitsch aus garantiert eigener Produktion. Der ominöse Hansi hätte es nicht besser machen können.

Am Abend des gleichen Tages brachte der Südwestfunk den Film „O Straßburg, o Straßburg", der einen ganz anderen Tiefgang hatte, in dem gezeigt wurde, wie die Vergangenheit Straßburgs wirklich gewesen ist. Kein Wunder: Den Text geschrieben hatten André Weckmann und Paul Sonnendrucker. Emma Guntz sprach die vom historischen Standpunkt aus einwandfreien verbindenden Texte. Eine Frage allerdings an die Autoren: Das Ironische, das oft als Ton vorherrschte, sollte das den Wirrwarr der elsässischen Geschichte zeigen, die Tatsache, daß die Elsässer vor lauter hin und her oft selber nicht mehr wissen, wie ihnen geschieht? Vielleicht wäre es gut gewesen, diesen Ton etwas weniger anzuwenden: Außenstehende können da nicht leicht mitkommen und verstehen ihn vielleicht falsch. eh

Zum Geschichtsbewußtsein

Ernst Anrich, Leben ohne Geschichtsbewußtsein? Eine Anklage gegen den heutigen Geschichtsunterricht. Grabert-Verlag, Tübingen, 126 S., DM 19,80.

Unser Landsmann veröffentlicht eine Studie unter obigem Titel, die uns um so mehr angeht, als gerade in unserer Heimat feststellbar ist, wie dort das Geschichtsbewußtsein systematisch zerstört und ein ganz fremdes oder gar keines an seine Stelle gepflanzt wurde. Z.B.: Welcher unserer Vorfahren hat zur Zeit Jeanne d'Arcs etwas von diesem Mädchen gewußt, das für die französische Geschichte bedeutsam, für die elsässische völlig gleichgültig war? Über deren Taten werden die Kinder genau unterrichtet, doch über die Missetaten der Armagnaken im Elsaß, die 1444 das Land verwüstet haben und von dem Sohne Karls VII., dem Jeanne d'Arc zu Hilfe kam, von dem Dauphin Ludwig, dem späteren König Ludwig IX. angeführt wurden, dürften sie in der Schule kaum etwas erfahren. Diese haben schon den „Schwedentrunk" unserer Ahnen eingetrichtert.

Wie steht es nun in der Bundesrepublik? Eine Freundin, die in Nordrhein-Westfalen eine Abiturklasse unterrichtete, mußte feststellen, daß einer ihrer Schüler den Namen Karls des Großen noch nie gehört hatte. Die Systematik fehlt, es wird den Schülern eine Mischung von ausgewählten, begrenzten Einzelheiten der Geschichte, von Gemeinschaftskunde und von Problemstellungen geboten, die sie überfordern, da ihnen der Überblick fehlt. Einen Begriff, wie die Geschichte abgelaufen ist, d.h. wie es in Deutschland zu unserer Jetztzeit gekommen ist, kann sich der Schüler nicht machen. Er hängt sozusagen in der Luft, denn, wer nicht weiß, wo er herkommt, kann auch nicht wissen, welchen Weg und wohin er geht.

Gestützt auf Ergebnisse der Tiefenpsychologie zeigt Anrich, daß Geschichte geradezu ein geistiges Organ des Menschen ist, das bei derart unterrichteten Kindern sich nicht entwickeln kann. So können sie auch kein Urteil fällen. Er kritisiert aber nicht nur, er gibt auch Anregungen, wie aus der Misere der gegenwärtigen Unterrichtsweise herauszukommen wäre. Wie wäre es übrigens mit einem Vergleich, wie in anderen Ländern Geschichte unterrichtet wird?

Es ist bemerkenswert, daß am 25. Juni in Anwesenheit von Bundeskanzler Helmut Kohl und vieler in der Bundesrepublik führender Persönlichkeiten einer der Preisträger der Adenauer-Stiftung, Prof. Andreas Hillgruber, in seiner Dankrede sich ganz im Sinne Anrichs ausdrückte: „Eine Geschichtsschreibung, die vom vermeintlich sicheren Podest einer moralisch überlegenen Gegenwart meint, über Väter und Großväter ständig zu Gericht sitzen zu müssen, verfehlt ihren Sinn: Daß die Menschen in der historischen Darstellung sich in ihrem Irren und ihrem Fehlen, aber auch ihren — zeitbedingten — Leistungen und Erfolgen, in ihrem Gelingen und ihrem Scheitern wiedererkennen können.

Das anzustrebende vereinte Europa wird nur entstehen, wenn sich alle seine Nationen zu ihrer Geschichte bekennen." eh

Johannes Paul II. besucht Straßburg und Metz

Am 8.9. und 10.Oktober wird der Papst Straßburg besuchen, anscheinend will er auch nach Metz. Bischof Brand und Weihbischof Hegele haben an die Gläubigen einen Brief geschickt, in dem sie ihnen Richtlinien geben. Den DNA entnehmen wir folgenden Abschnitt des Briefes (Manchen Redewendungen nach sicher aus dem Französischen übersetzt): „Der Besuch soll in jeder Hinsicht des Gastes würdig sein, der uns damit beehrt. Mit voller Absicht werden wir alles in größter Einfachheit gestalten und nur mit den geringsten Ausgaben bestreiten bei Vermeidung jeder Art von Triumphalismus. Wir dürfen die Armut in nah und fern in ihren verschiedensten Formen nicht vergessen, die uns von allen Seiten in Frage stellt. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß viele Menschen unsere christlichen Überzeugungen und unsere Eigenarten nicht teilen."

Das ist sehr vernünftig und bescheiden und nimmt Rücksicht auf Arme und Abseitsstehende. Der Schickele-Kreis hat dem Heiligen Vater einen Brief geschickt, Lothringer haben diesen ergänzt: In beiden wird er darum gebeten, auch die deutsche Landessprache zu benützen. Ob eine Antwort eingegangen ist, wissen wir nicht, werden aber unsere Mitglieder über diesen Besuch unterrichten und bitten unsererseits, uns Pressenotizen darüber zukommen zu lassen.

Erinnern wir daran: Der elsässische Papst Leo IX., ein naher Verwandter Kaiser Heinrich III., als Bruno von Egisheim geboren, hat seiner Heimat 1052 einen langen Besuch gemacht und dabei vor allem Stiftungen seiner Familie aufgesucht, wie Altdorf bei Molsheim und Heiligkreuz bei Kolmar, aber auch den Odilienberg (Hohenburg), der mit seiner Familie eng verbunden war, Andlau, wo eine Schwester Kaiser Konrads II. Äbtissin war. Dort hat er die neugebaute Kirche geweiht. Dann Bergholzzell, St. Markus bei Rufach, Ölenberg, St. Pancratius auf dem Schlosse Egisheim, die Mauritiuskapelle in Sigolsheim, nicht zuletzt Ottmarsheim, das die Grabeskirche der Grafen von Habsburg werden sollte. Seine priesterliche Tätigkeit war in ergreifender Weise mit einem sehr lebendigen Heimatgefühl verbunden. eh

Freundliche Bücherspenden an die Stiftung bitten wir zu richten an unser für die Bibliothek zuständiges Stiftungsratsmitglied:
Dr. Wilfried Forstmann
Erwin von Steinbach-Stiftung
p.A. Universitätsbibliothek
Bockenheimer Landstraße 138
6000 Frankfurt am Main 1

Straßburger Barockdichtung

Jesaias Rompler von Löwenhalt erste gebüsch seiner Rein-getichte, 1647. Mit einem Nachwort, Kommentaren und bibliographischen Anhang herausgegeben von Wilhelm Kühlmann und Walter E. Schäfer, 240 und 117 S. Geb. DM 96,—, Verlag Max Niemeyer, Tübingen.

Wer kennt heute schon Barockdichter wie Martin Opitz, Simon Diach, dessen „Ännchen von Tharau" doch immer noch gesungen wird? Allenfalls noch Paul Gerhardt von seinen geistlichen Liedern her. Unser Johann Michael Moscherosch war nicht der geringste unter ihnen. Wir berichteten 1983 über die Biographie, die ebenfalls Walter E. Schäfer besorgt hat. Nun gibt er gemeinsam mit Wilhelm Kühlmann die 1647 bei Mülb in Straßburg erschienene Sammlung von Gedichten Romplers von Löwenhalt heraus.

Rompler war 1605 in Dinkelsbühl als Sohn eines Lebküchners zur Welt gekommen, hatte in Altdorf, Tübingen und Straßburg studiert. Hier hielt er sich längere Zeit auf, gründete 1633, mitten im Dreißigjährigen Krieg, mit drei anderen „Die Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen", die sich „zu gemeinsamer Pflege der Muttersprache, der deutschsprachigen Literatur und eines damit korrespondierenden moralisch-patriotischen Kulturbewußtseins zusammenfanden". (S. 68), ähnlich wie die 1617 von den Herzögen von Sachsen-Weimar gegründete „Fruchtbringende Gesellschaft".

Die beiden Herausgeber bringen zuerst einen sorgfältigen Neudruck nach einem in der Tübinger Universitätsbibliothek befindlichen Originaldruck. Diese Sammlung ist den Herzögen Leopold Friedrich und Georg von Württemberg, deren Begleiter in Frankreich Rompler zwischen 1642 und 1645 gewesen war, gewidmet. Er hatte vorher zum Hofstaat des Markgrafen von Baden-Durlach, der sich des Krieges halber in seinem „Drachenschlößchen" bei St. Thomas in Straßburg aufhielt, gehört. Gemeinsame geistige und religiöse Interessen verbanden ihn vor allem mit den Schwestern des Markgrafen, aber auch mit dem ebenfalls in Straßburg sich aufhaltenden Grafen Eberhard von Rappoltstein. Von Straßburg ging er wieder zu Herzog Georg von Württemberg-Mömpelgard und ist wohl um 1670 gestorben. Zu Professoren der Straßburger Universität hatte er enge Beziehungen.

Er war ein Dichter, Sprachtüftler und Patriot, der stadtbürgerliche Patriotismus hatte ihn geprägt, desgleichen eine reformerische Frömmigkeit, die ihn eben mit den beiden badischen Prinzessinnen und mit dem Grafen von Rappoltstein verbunden hatte. Vergessen wir nicht: Wie Moscherosch und Grimmelshausen hatte er den Dreißigjährigen Krieg vom ersten bis zum letzten Tage erlebt!

Es folgen einige kurze Proben:

„Gelobet sey der Höhst ob allen!
Er geb auf Erden frid und ruh;
den männschen Lieb und Wohlgefallen!
Er helf uns iezt und immerzu /
daß wir im Glauben wohl bestehen;
erweisen iederman das best!
dann werden wir / als liebe gäst /
auch endlich in sein reich einn-gehen.
Glück-zu! herz-liebes Jesulein!
und laß mich dir befohlen seyn!" (S. 29)

Männschliches lebens Eutelkeit
Was ist das eutel leben /
in dem wir männschen schweben /
und schätzen es so hoch?
Es ist ein stehtiges sterben /
ein jämmerlichs verderben;
ein eissen-mäsigs joch /
an dem wir uns bemühen /
das kreutz-koltz fort zuziehen
den ungehauten bloch. (S. 141)

Friedens-Hoffnung (1647)
Mars / der Waffen Gott / will ein Schäfer werden / und redet also:

Trommel und Pfeiffen / Heerpaukken /
Trompeten / Donner-Kartaunnen /
un Hagel-musqueten /
eisserne Schlossen / Blitz Kugel und Keul /
rauben und brennen / Mord / jammergeheul /
bluttriefende Degen
dollrasende Waffen /
das puffen und paffen
der rollenden Wägen /
entweihe nun weit /
Des guldenen Friedens behäglicher Zeit

Sicherheit baue die danckbaren Felder /
Sicherheit hege die lustigen Wälder /
setze die Bäume / vergleiche den Waal /
pflantze die Gärten / und pflüge den Thal.
Die Quellen erhellen
vermählet den Auen;
das silberne Tauen
beblume die Schwellen
an Ceres Altar.
Glück / Segen und Wonne bekröne das Jahr ."
(S. 234)

Vom Elsässer Theater

Wer unter den Älteren denkt nicht an die großen Tage des Straßburger Elsässer Theaters, als Gustav Stoßkopf, Ferdinand Bastian, der von jenseits des Rheines zugewanderte, aber restlos elsässisch assimilierte Julius Greber und die Amateurschauspieler Adolf Horsch und Eugen Criqui dort die großen Namen waren? Kaiser Wilhelm II. hatte mit größtem Vergnügen der Verulkung der preußischen Bürokratie und eines gewissen Typus des deutschen Gelehrten in Stoßkopfs „Dr Herr Maire" beigewohnt.

Französische Präsidenten dürften kaum die Fähigkeit haben, ein Stück in irgendeiner elsässischen Mundart zu verstehen. Aber das elsässische Theater ist nicht tot. Über das ganze Land verbreitet gibt es Gruppen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, Theaterstücke in elsässischer Mundart aufzuführen. Immer wieder berichten die Zeitungen über solche Aufführungen, so letzthin von einer Theatergruppe in Weyersheim und einer in Wingen. Und in Mülhausen residiert der Präsident des Verbandes der elsässischen Theater, der 80jährige Lucien Dreyfuß, der immer noch das Elsässer Theater Mülhausen leitet. Erinnern wir auch an den „Barabli" von Germain Müller, in dem die Straßburger Mundart Meister ist. Müller verläßt heuer die Bühne, seiner Truppe will er aber weiterhin beistehen.

Die DNA (Neueste Nachrichten) vom 30.4.1988 brachten ein Gespräch mit Lucien Dreyfuß. Er wurde darin nach seiner Meinung über die Mundart gefragt, die vor einigen Jahren einen in Mißkredit bringen konnte. Antwort: „Die Mundart ist die Seele einer Provinz. So empfinde ich es jedenfalls. Diese Rückkehr zu den Quellen erlaubt es einem manchmal, durchzuhalten, sie erweckt in uns Liebe, Sinn für Größe, Empfindsamkeit und jede Art von Begeisterung. Es ist also sehr wichtig, seine Wurzeln zu kennen. Ich glaube an diese Wurzeln. . . ." Auf die Frage, ob er an ein Überleben der Mundart glaubt, da die Jungen sie weniger gebrauchen, antwortete er: „Das ist falsch. Die Mundart gewinnt wieder an Boden. Es besteht keine Gefahr für sie. Immer mehr Jugendliche sprechen wieder Elsässisch. Die Mundart wird widerstehen. Zeichen der Zeit: Uns erreichen viele Gesuche von Vereinen, in denen diese uns bitten, dem Verbande der Elsässer Theater beitreten zu dürfen." Möge er recht haben!

eh

Das Elsaß, einst führend in der deutschen Literatur

Im Straßburger „Volksfreund" zeigt P.B., wie die Elsässer im deutschen Schrifttum früher die Ersten zu sein pflegten. Otfried von Weißenburg gilt als der erste hochdeutsche Dichter, Fritsche Closener hat die erste deutschsprachige Chronik verfaßt. 1609 erschien in Straßburg die erste deutsche Zeitung, usw.

Das ist allen, die es wissen wollen, bekannt. Was aber fast niemand weiß, das ist, daß die berühmte Sammlung von Heiligenlegenden, die Legende Aurea zum ersten Mal im Elsaß und zwar im Straßburger Kloster St. Arbogast ins Deutsche übersetzt wurde. Hubert Meyer hat darüber 1939 eine Dissertation geschrieben. Aber schon 1911 hatte Luzian Pfleger im Straßburger Diözesanblatt darüber berichtet. Und Medard Barth, dieser andere elsässische Gelehrte, konnte 1934 anhand sprachlicher Besonderheiten genau die Herkunft aus Straßburg nachweisen. Das Manuskript dieser Übersetzung liegt in der Bayerischen Staatsbibliothek und besteht aus 251 Pergamentblättern mit 178 Miniaturen.

eh

Hebel-Neuausgabe

Wir weisen unsere Leser darauf hin, daß in absehbarer Zeit in dem Karlsruher Verlag C.F. Müller der erste Band einer kritischen Ausgabe der Werke des alemannischen Dichters Johann Peter Hebel erscheinen wird. Hebel war eng mit dem Elsaß und mit Basel verbunden. Es handelt sich um ein Forschungsprojekt der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

eh

Muttersprachenunterricht in niederländisch Friesland

Das Friesische ist eine westgermanische Sprache, aber weder deutsch, noch niederländisch (das für Philologen zum Niederdeutschen gehört), noch dänisch. Eben eine Sprache für sich, eine entlang der Nordseeküste auf niederländischem und bundesdeutschem Staatsgebiet gesprochene eigenständige Sprache, keine Mundart. In „Ouest-France" vom 2.5.1988 lesen wir aus der Feder eines Perozzi einen sehr lobenden Bericht, wie in Balk in Friesland eine staatliche und eine private katholische Schule nicht nur friedlich nebeneinander sondern sogar unter einem und demselben Dache leben. Dort hat man anscheinend das Bewußtsein, daß die Schule nicht ein politisches Mittel des Staates, wohl aber eine Angelegenheit vor allem der Kinder, dann der Eltern und der Volksgemeinschaft ist. Man

Fortsetzung auf Seite 9

Die deutsche Stimme Südtirols

Zum Tode Norbert Mumelters am 16. Juli in Bozen

Er war einer der profiliertesten Vertreter Südtirols in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Als Sohn einer alten Bozener Bürgerfamilie 1913 geboren, groß geworden in der verbotenen Südtiroler Jugendarbeit und geprägt durch den Widerstand gegen das faschistische Gewaltregime Benito Mussolinis und seiner Helfershelfer, stand der Jurist Memelter seit seiner Rückkehr aus dem Kriege stets in vorderster Front im Kampf um die kulturelle Freiheit und die wirtschaftliche Selbstbehauptung seiner Südtiroler Heimat.

Lange Jahre war er in der Südtiroler Landesregierung für die wirtschaftliche Entwicklung, vor allem für die Ansiedlung gewerblicher Betriebe auch in den entlegenen Talschaften des Landes verantwortlich. Hier konnte er zu seiner Freude maßgeblich dazu beitragen, daß der zahlreiche Südtiroler Nachwuchs dem Lande erhalten blieb und nicht auf Arbeitssuche ins Ausland abwandern mußte. Von den vielen Ehrenämtern, die Norbert Mumelter übertragen wurden, war das des Obmannes des „Landesverbandes für Heimatpflege" wohl das wichtigste, galt doch der Pflege seiner Südtiroler Heimat und ihrer Zukunft seine ganze Hingabe. Auch das Land Tirol hat dieses Engagement durch die Verleihung seines Ehrenzeichens gewürdigt.

Neben dem unermüdlichen Eintreten für seine Heimat und ihre Rechte aber ließ Norbert Mumelter auch nie einen Zweifel daran aufkommen, wohin er und seine Südtiroler Landsleute gehören. In dem Rundbrief an seine Freunde, der alljährlich vom Waltherplatz in Bozen in alle Welt hinausging, schrieb er dazu 1987: Die Zukunft der Südtiroler „erscheint mir insofern von Jahr zu Jahr schwieriger, als ja nicht die Wehwehchen und die Nichterfüllung zugesicherter Forderungen der Südtiroldeutschen das Kernstück der Entwicklung sind, sondern das Schicksal des Deutschtums in Europa, ohne das auch die Deutschen in Südtirol auf weite Sicht keine Zukunft haben ... Mit den grenzdeutschen Gebieten, die zu anderen Staaten gehören (wie wir in Südtirol) sind wir ein Volk oder Sprachvolk von fast 100 Millionen Menschen gleicher Sprache und in wesentlichen Teilen auch gleicher Herkunft, Denkweise und Lebensart ... In Südtirol, ja, da gibt es das deutsche Volk noch, zu dem wir gehören. In der Bundesrepublik ist der seit 1848 feststellbare Mißbrauch, den Begriff ‚deutsch' auf die Staatsbürger und allenfalls, aber nicht immer, noch auf die DDR-Bewohner einzuengen, in erschütterndem Maße weitergegangen, amtlich und außeramtlich, im Sprachgebrauch und in fast allen Massenmedien ... Wenn das auch nur eine Generation lang so weitergeht, ist das deutsche Volk von Mitteleuropa bewußtseinsmäßig bei den alten Römern gelandet: nur mehr Geschichte ohne jegliches Bewußtsein, das über den Staat hinausginge: keine geistig-kulturelle Gemeinsamkeit und Bindung ..."

Dieser Grundhaltung entsprechend stand in den letzten Jahren im Mittelpunkt der grenzüberschreitenden kulturellen Aktivitäten Norbert Mumelters die 1200jährige Wiederkehr der ersten Erwähnung der deutschen Sprache als des konstitutiven Elementes für das Entstehen eines deutschen Volkes. Aus diesem Anlaß versandte das „Südtiroler Kulturinstitut" in Bozen auf seinen Antrag und unter seiner Leitung im Herbst 1987 über 1000 Rundschreiben vor allem an kulturelle Einrichtungen, Anstalten, Philogenverbände und Volkshochschulen mit der Aufforderung zur wissenschaftlichen Würdigung dieses Jubiläums. Ziel dieser Aktion ist, wie das „Südtiroler Kulturinstitut" in seinem Tätigkeitsbericht für das Jahr 1987 mitteilte, der Versuch, „bei Menschen deutscher Muttersprache in Mitteleuropa, also weit über Südtirol hinaus, und auch sonst in der Welt das in den letzten Jahrzehnten stark überfremdete und angeschlagene sprachlich-kulturelle Selbstbewußtsein wieder zu heben..."

Die Deutschen in aller Welt sollten dieses unerschrockenen und unermüdlichen Anwaltes der deutschen Dinge in Dankbarkeit gedenken.

Wilfried Schlau (KK)

Westfriesland

Fortsetzung von Seite 8

denkt nicht, daß die Vielfalt eine die Einheit des niederländischen Staates bedrohende Gefahr sein könnte. Und die für das Schulwesen Verantwortlichen erklären: „Zweisprachigkeit ist aus unserer Sicht lebensnotwendig, wenn in einem geeinten Europa in Zukunft die Vielfalt bewahrt werden soll." (Da gibt es noch einen Verein, den der verstorbene französische Staatspräsident Pompidou gegründet hat: „Le Français, langue d' Europe". Französische Sprache Europas. Man ist versucht zu sagen, es gebe halt Vielfältige und Einfältige).

In obigem Artikel lesen wir aber noch anderes: In jenem Balk, wo zwei grundverschiedene Schulen friedlich unter einem Dach wohnen, fand vom 25. zum 29. April, von der Europäischen Gemeinschaft organisiert, eine Aussprache über die europäischen Minderheitensprachen statt. An die 10 Sprecher aus 35 Sprachengemeinschaften, haben Vorschläge unterbreitet, wie die von an die 40 Millionen Europäern gesprochenen Minderheitensprachen in ihrem Bestande erhalten werden können. Es sollte für jede dieser Sprachen ein besonderes Institut geben, für die Lehrer sei eine besondere Ausbildung vorzusehen, auch seien entsprechende Lehrmittel bereitzustellen.

Ob Frankreich, das in Europa in dieser Hinsicht rückständigste Land, seit nach Francos Tod die verschiedenen Völker im Königreich Spanien sich frei entfalten können, verstehen wird, was die Stunde geschlagen hat? Und nicht weniger wichtig: Wann werden die Regierungen der drei deutschen Staaten (Österreich ist auch ein deutscher Staat!) sich ihrer Verantwortung den 1 500 000 deutschsprechenden Menschen in Elsaß-Lothringen gegenüber bewußt werden? Wann werden sie ihre schamlos unterwürfige Haltung aufgeben und ihre moralischen Pflichten wahrnehmen, gegen hier begangenes Unrecht aufzutreten, statt nur große Sprüche wegen Chile und Südafrika zu klopfen? eh

Ein klar denkender Maire

Sie sind es nicht alle, aber der von Wittringen bei Saargemünd ist es: Nach Dieter Wenz in der FAZ fragt er, „Warum müssen wir ewig niederknien?" Warum müßten die Ostlothringer durch ein besonders patriotisches Verhalten beweisen, daß sie gute Franzosen seien? Sie seien es ja. Aber sei ihre Gegend nicht lange Jahrhunderte hindurch deutsch gewesen? Müsse man dieses ableugnen? Seine Großeltern und seine Eltern haben nur deutsch gesprochen. Die Gemeinderatssitzungen wurden früher auch unter französischer Herrschaft nur deutsch abgefaßt. Dann habe ihn etwas zu tiefst empört und beleidigt: Der französische Schriftsteller Paul Morand hatte bei seiner Aufnahme in die erlauchte Académie Française erklärt, Französisch sei die schönste Sprache der Welt. Neben ihr glichen alle anderen Sprachen trüben Gewässern. Da hat sich der wackere Maire Sadler hingesetzt und hat dem hochnäsigen Schreiberling gebührend Bescheid geschrieben: „Mein Herr, die schönste und reinste aller Sprachen ist die Muttersprache, gleich welche, genauso wie in den Augen jedes Kindes seine Mutter die schönste und beste aller Frauen ist." Besser kann man es nicht ausdrücken. Und hätten es 1918 alle Elsaß-Lothringer den engstirnigen Frechlingen, die sich anmaßten, uns vorzuschreiben, jeden Tag nicht nur ein Wort Französisch zu lernen, sondern auch noch ein Wort Deutsch zu vergessen, so gegeben wie Maire Sadler dem H. Morand, so hätten wir heute nicht die erbärmliche Sprachmisere im Lande.

Was wird den deutschen Verwaltungen nach 1870 und nach 1940 nicht alles an Mißgriffen, seelischer Vergewaltigung, Dünkel, Gefühllosigkeit, Menschenrechtsverletzungen vorgeworfen. Und vieles davon stimmt. Aber was ist der zielstrebige Wille der französischen Regierungen, unsere mindestens seit dem 5. Jahrhundert am Rheine heimische Muttersprache durch das Pariser Idiom zu ersetzen, anderes?

Sadler erinnert auch an den Händedruck von Kohl und Mitterrand in Verdun, also gar nicht weit von Wittringen weg, und meint mit Recht — Lothringen (und natürlich das Elsaß) sei nur ein Test auf Europa. Und der gehe schlecht aus.

Das ist vollkommen richtig: Man behauptet, ein einheitliches Europa schaffen zu wollen, natürlich auf Recht, Freiheit und Demokratie gegründet, und in dem daneben klein erscheinenden „Sechseck" soll nur eine Sprache geduldet werden, obwohl darin mit dem Flämischen im Westhoek, dem Bretonischen, dem Baskischen, dem Katalanischen, dem italienischen Korsischen, dem Okzitanischen bis hin zum Deutschen in Elsaß-Lothringen es neben der Pariser „langue nationale" im ganzen acht sind. Und kein deutscher Politiker hat den Mut, den Freund auf das Unhaltbare dieses Ansinnens aufmerksam zu machen. eh

Das Elsaß vor 1700

Eine alte Landkarte des Elsaß (und natürlich der Gebiete auf der rechten Seite des Rheins gegenüber) aus der Zeit um 1685 ist als farbiger Faksimiledruck neu erschienen: „Totius Alsatiae novissima tabula" (Ober- und Unterelsaß) von Nic. Visscher (Bildgröße 56,5 x 46 cm auf 70 x 55 cm Spezialpapier, ungefaltet, DM 34,—). Bestellungen über die Geschäftsstelle.

Unsere Beihefte sind gesucht und geschätzt. Besonders Schulen und Lehrer fordern sie bei uns an. Herstellung und Verbreitung verursachen hohe Kosten. Wer kann, wird gebeten, uns zur Verbreitung der Beihefte eine besondere Spende zukommen zu lassen.

Hinüber und Herüber

Es gibt wieder Präfekten

Seit 1980 hießen sie, wie schon zur Zeit der Revolution „Commissaires de la République", ohne daß ihre Funktion sich wesentlich geändert hätte, denn die Kredite, über die die ihnen übergestellten „Commissaires Régionaux„ verfügen konnten, waren sehr bescheiden. „Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles." Herr Chirac hat am 2.4.1988, kurz vor seiner Schlußvorstellung, aus den „commissaires" wieder „préfets" gemacht. Er marschierte also in den Fußstapfen Napoleons I., der das festorganisierte Corps der Präfekten geschaffen hatte, das die guten und willigen Diener der jeweiligen Regierung stellte. Wechselte die Richtung der Regierung, und hatte der Präfekt der alten zu treu und willfährig gedient, so gab es die „valse des préfets", so mußte er halt gehen, fiel aber meistens die Treppe hinauf.

Von Napoleons Präfekten heißt es, er habe nie von einem von ihnen Opposition erfahren, seine Befehle seien immer genau ausgeführt worden. Die seien sozusagen mit elektrischer Geschwindigkeit weitergegeben worden. Die „Zweite Republik" (1848 — 1852) kannte wieder Kommissare. Napoleon III., der Möchtegern-Napoleon I., schuf natürlich wieder Präfekten. 1944 — 1945, als die Kommunisten viel zu sagen hatten, hießen sie, ohne ihr Wesen zu ändern, wieder „Kommissare", und dann ab 1981 bis vor kurzem wieder.

Ernstgenommen wurden sie je nach ihrer Art und den Diensten, die ihre „administrés", ihre Verwalteten, von ihnen erwarteten, ob Gemeinden, Verbände oder Einzelpersonen. Das gilt auch von dem untern Grade, den „sous-préfets". Bekannt ist die köstliche Satire Alphonse Daudets „Le sous-préfet aux champs." (Der Unterpräfekt in Wald und Wiese).

Zum Flughafen Basel — Mülhausen

Südlich von Frankfurt gibt es keinen großen Flughafen im Rheintal. Straßburg — Bläsheim, obwohl der Flughafen der „Hauptstadt Europas", zählt kaum. Basel — Mülhausen hat etwas mehr Gewicht, aber auch der ist klein verglichen mit dem Züricher. Er ist binational, französisch-schweizerisch, nun soll er trinational französisch-schweizerisch-bundesrepublikanisch, genauer: südbadisch, werden. Je mehr Wirtschaft und Verkehr übernational, grenzüberschreitend werden, um so deutlicher wird es, wie widernatürlich Richelieus und des Sonnenkönigs Macht- und Eroberungspolitik das obere Rheintal zerschnitten und das dortige Leben geschädigt hat. Daß der Rhein eine „frontière naturelle de la France", eine natürliche Grenze Frankreichs sein soll — denkt jemand daran, den Po oder die Rhone zu einer „natürlichen Grenze" zu erheben? — ist eine Erfindung expansionslüsterner Imperialisten. Immer deutlicher wird heute, daß er keine natürliche Grenze ist, sondern zu einer widernatürlichen gemacht wurde, durch die habgierige Politiker ein natürlich gewachsenes Gebiet in drei Teile zerschnitten haben.

Die führenden Leute der Regio Basiliensis bemühen sich zu heilen, was zu heilen ist. Viel Macht haben sie nicht, doch hinter ihnen steht die Macht der vorgegebenen geopolitischen Verhältnisse und der sich übernational entwickelnden Wirtschaft. Hoffen wir, daß diese über den Wahnsinn von vor 300 Jahren, der so viel Blut gefordert hat, obsiegen werden.

Übrigens gibt es im Raume Karlsruhe — Straßburg immer wieder Versuche, einen befriedigenden Flughafen zu schaffen. War doch kürzlich die Rede davon, einen solchen mitten in den Hagenauer Forst zu setzen. Zum Glück war die Abwehr stark genug, um diesen Plan, der dem großen Waldgebiet tödliche Wunden zugefügt hätte, zu verhindern. Es dürfte kaum mehr bekannt sein, daß die deutsche Luftwaffe im letzten Kriege diese Gegend schon als für ihre Zwecke ideal nutzbar erklärt hatte. Zum Glück hielt der ihr übergeordnete Minister Hermann Göring noch etwas von Natur und Naturschutz und verbot diesen unverzeihlichen Angriff auf den „Heiligen Forst"!

eh

Ein zweisprachiges Gymnasium

Zu Beginn des Jahres wurde die Nachricht verbreitet, Eltern, Schüler und Lehrer seien bei der Stuttgarter Stadtverwaltung vorstellig geworden, es möge doch ein Gymnasium in der Innenstadt zweisprachig geführt werden. Die Bitte fand ein williges Ohr auch beim baden-wüttermbergischen Kultusministerium. Dieses hat sich mit dem französischen Erziehungsministerium in Verbindung gesetzt. Zu Beginn des Schuljahres 1988/89 könnte eines der sechs Gymnasien, die sich darum beworben haben, mit dem Experiment beginnen. Es erreicht uns die Nachricht, daß die Wahl auf das Wagenburggymnasium gefallen ist. Da könnten auch französische Lehrer angestellt werden. Der deutsch-französische Zug beginne jetzt mit Klasse 5. Die Schüler dieses Zuges können einen Doppelabschluß erwerben, sowohl das deutsche Abitur wie das französische baccalauréat.

Das ist sehr vernünftig. Wann wird es im Gegenzug in Stuttgarts Partnerstadt Straßburg ebenfalls ein zweisprachiges Gymnasium geben? Uns ist nur bekannt, daß im kleinen Weißenburg Geschichte und Erdkunde zweisprachig unterrichtet werden. Das baden-württembergische Kultusministerium, genau wie Oberbürgermeister Rommel, hätten da eine gute Gelegenheit, ganz loyal etwas für die deutsche Sprache in der Heimatstadt Gottfrieds von Straßburgs, Sebastian Brants, der Studienstadt Albert Schweitzers zu tun. Wissen sie nicht? Dürfen sie nicht? Wollen sie nicht?

eh

Französischunterricht in Baden-Württemberg

Laut Informationen des baden-württembergischen Kultusministeriums steht der Südweststaat an der Spitze, was den Französischunterricht betrifft. 85 Prozent aller Gymnasiasten lernen als erste, zweite oder dritte Fremdsprache Französisch. Über 90 Gymnasien bieten Französisch als erste Fremdsprache an. An sechs Gymnasien gebe es „bilinguale Züge" mit acht bis neun Wochenstunden Französisch. Fast ein Fünftel der Schüler entscheide sich in den beiden Abschlußklassen für Französisch als Leistungsfach. Im grenznahen Bereich beteiligen sich an die 80 Prozent der Grundschulen an dem Programm „Lerne die Sprache des Nachbarn". Das ist sehr vernünftig im Hinblick auf das Zusammenleben in Europa, vorausgesetzt, man gaukle den baden-württembergischen Schülern nicht vor, Französisch sei die Sprache schon des allernächsten Nachbarn, der Elsässer.

eh

Deutsch-französisches Lehrertreffen

15 elsässische und 15 südbadische Lehrer trafen sich Mitte März in der Ecole Normale, (der französischen Lehrerbildungsanstalt) zu Schlettstadt und ließen sich von dem Thema leiten „Die Entdeckung der Umwelt, eine Tätigkeit verschwisterter Klassen." In fünf Arbeitsgruppen versuchten sie zu erfassen: Das bodenständige Wohnhaus, die ländliche Wirtschaft, die Biologie der Moore, die Streuobstwiese, die entsprechenden Fachausdrücke. Sie sollen beiderseits des Rheines pädagogische Mittel schaffen, um mit diesen Themen den Austausch der verschwisterten Klassen zu bereichern. Im Naturschützerhaus zu Müttersholz wurde Bilanz gezogen und wurden Fragebogen zusammengestellt, die beiderseits der beiden (Staats)grenzen benützt werden sollen. Die Ergebnisse sollen zwischen den verschwisterten Klassen ausgetauscht werden. Bei dieser Begegnung ist doch wohl auch die bodenständige Sprache, der wichtigste Teil der geistigen Umwelt zu Ehren gekommen?

Pfadfinder hüben und drüben

Auch Pfadfinder denken an das so wichtig genommene Jahr 1992, sie organisieren z.B. jetzt schon gemeinsame deutsch-französische Lager. Die DNA (Neueste elsässische Nachrichten) in Straßburg berichten speziell über die katholischen Pfadfinder, deren es im Elsaß 4000 gäbe, in Baden 9000. Führende dieser Gruppe auf beiden Rheinseiten trafen sich am 19. März in Gengenbach.

So ist es vernünftiger als das Lied, das eben diese katholischen Pfadfinder, die scouts de France, vor 1939 sangen: „Nous n'avons pas peur des petits boches." (Wir haben vor den kleinen boches keine Angst). Es ist auch besser als die Steine, die 1925 in einem evangelischen Pfadfinderlager (éclaireurs unionistes) gegen das Zelt einer Gruppe geschleudert wurden, die deutsche Wanderlieder sang. Manchmal wird doch dies oder das besser.

eh

Zweimal elsässische Literaturzeitschriften

Nr. 21 der „Revue Alsacienne de Littèrature" bringt nicht nur Auszüge aus dem Werke der ausgezeichneten Erzählerin Marie Hart, sondern auch einen Kommentar von Auguste Wackenheim und dem Leiter des Buchsweiler Museums Alfred Matt zu ihrem Leben. Verschiedentlich war einiges von ihr nach 1945 wieder aufgelegt worden, zum ersten Mal wird sie aber kritisch gewürdigt.

In Nr. 19/20 dieser Zeitschrift wird auf die „Nebelkuh" der Jahre 1933 und 1934 eingegangen. Schriftleiter war Raymond Bucher, Mitarbeiter waren Camille Schneider, Carl Kueven, Claus Reinbolt, Alfred Pellon, Paul Bertololy, Nathan Katz, Ferdinand Bastian und andere. Diese kurzlebige Zeitschrift brachte 1933 64 Beiträge auf hochdeutsch, 43 auf elsässisch, und 42 auf französisch, also an die 2/3 in einheimischer Sprache. Die „Revue alsacienne de Littèrature" von 1988 bringt 2/3 auf französisch und nur 1/3 auf hochdeutsch und elsässisch.

me